Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgendeine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

Schubart's Wanderjahre

oder

Dichter und Pfaff.

Roman

von

Adolf Weisser,

Verfasser von „Der Blinde und sein Sohn."

Erster Theil.

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1855.

Schubart's Wanderjahre.

Erster Theil.

Erstes Kapitel.

Der kecke Albübergang, welcher die Eisenbahnstrecke von Stuttgart nach Ulm so vortheilhaft auszeichnet, hat der auf der Hälfte des Weges liegenden Haltstation Geißlingen, einem zwischen Felsen eingeklemmten Städtchen, von welchem die Locomotive eine ordentliche Bergwand hinanzuklimmen scheint, auch außerhalb des Schwabenlandes einen gewissen Ruf erworben. Der Reisende, welcher sich hier, um Luft zu schöpfen oder die Umgegend zu beschauen, aus der Fensterbrüstung des Waggons lehnt, wird seine Gemächlichkeit bald durch den zudringlichen Ruf gestört finden: „Herr, kaufen's mer Etwas ab!“ und wenn er sein Auge dahin richtet, woher der Zuruf kam, wird er zwei, drei, vier weibliche Personen gewahr, welche in die Wette Drechsler-Arbeiten aller Art ihm auf Schau-

brettern entgegenstrecken und unter gegenseitig sich überbietenden Anpreisungen keine Ruhe lassen, bis er ein fein durchbrochenes Nadelbüchschen für die Schwester, ein elegantes Nähkissen sammt Spiegelchen für die Jungfer Braut oder ein beinernes Kugelspiel für den jüngsten Bruder zu Hause ausgewählt hat. An Geld erleichtert und bange, wie er die zerbrechliche Waare unterbringe, fährt er weiter und sieht zu seiner Belustigung aus der Ferne noch, wie die Weiber voll Neides mit einander keifen und ihre Einnahme gierig überzählen.

Wie von aufgethürmten Felsengehegen ist das gewerbsame, mit Drechslern und Drechslerweibern überreich gesegnete Städtchen von den Bergen umzäunt, welche auf die Häuser, die Wiesen und Gärten in dem engen Thale zu stürzen drohen. Die Grafen von Helfenstein und Geißelstein hatten hier einst ihre Felsennester angebaut; doch erzählen nur ordnungslose Trümmer von der Macht dieser Burgen und ihrer dahingeschwundenen Zeit.

Werden wir mit den geneigten Lesern die Bergspitzen erklettern, um sie bei Rittern und Ritterfräulein einzuführen und das verfallene Gestein mit dem Zauberstabe der Phantasie zu beleben? Nein, wir denken in niedrigerem Stand zu bleiben und ein bescheidenes Schulhaus zum Schauplatze unserer Darstellung zu

wählen. Vielleicht ist der dichterische Genius, welcher in der Wolke des Schulstaubes erscheint und durch die Hindernisse zu brechen trachtet, um sich noch tiefer zu verstricken, der aufmerksamen Theilnahme in nicht geringerem Grade werth, als all die ritterlichen Abentheuer der Helfensteiner oder Geißelsteiner.

Der Mann, welcher in den Jahren 1763—1769, also zu einer Zeit, als die königlich württemberg'sche Oberamtsstadt Geißlingen noch zum Gebiet der Reichsstadt Ulm gehörte, den Präceptor-Stab über die lateinisch lernenden Knaben dieses Städtchens führte, war in das schuldige Demuths-Kleid eines Schulmonarchen so wenig eingepaßt, daß sich die guten Geißlinger in ihrer Wahl ordentlich versehen zu haben schienen. Wie er selbst das nahe Beisammensein der Hauptbestandtheile seines Gesichtes, Kinnspitze, Mund, Nase, Augen und Augenbraunen scherzweise als ein äußeres Zeichen der Raschheit seiner Geistes- und Willensoperationen zu deuten pflegte, so mochten auch Andere, wenn sie dieser imponirenden Gestalt begegneten, die etwas unwillkürlich Bewältigendes vor sich hertrug, wenn sie in diese großen Augen sahen, die ein zuckendes Feuer, ein leuchtendes Geschimmer von sich warfen', wenn sie auf diese Stirne schauten, die auffallend hoch und weit etwas Gebieterisches niederblitzte, kaum begreiflich finden, wie der Träger einer

so außerordentlichen Gestalt sich in die engen und dumpfen Grenzen von vier Schulwänden verirren konnte.

Es war in den ersten Tagen des Juni 1769, als der Präceptor Schubart, ein noch nicht dreißigjähriger Mann, mit geblümtem Schlafrock angethan, im Lehnstuhl sich's bequem machte und mit vergnüglicher Miene auf ein mit reichverzierten Anfangsbuchstaben ausgestattetes Papier von ansehnlichem Umfang niederschaute, welches auf seinem Schose ausgebreitet lag. Die Frau Präceptorin, ein noch junges Weib, welches aber, kaum erst aus den Wochen aufgestanden, etwas blaß und angegriffen dreinschaute, saß in äußerst einfachem Hauskleide, welches Spuren der täglichen Beschäftigung in der Küche an sich trug, und ein weißes Tuch um den Kopf gebunden, an einem nach der Straße gehenden Fenster im Vordergrund des Wohnzimmers, mit Spinnen beschäftigt, ein Rädchen vor sich, das sie emsig mit dem Fuße drehte, während sie achtsam mit den Händen aus der Kunkel die flächsenen Fäden zog.

„Aber nicht wahr, Helene," sagte der Präceptor Schubart, indem er mit so lebhafter Bewegung den Kopf herumwarf, daß die Haare des äußerst stark bewachsenen Hinterhauptes über die rechte Schulter hereinflogen, „du hast doch einen ganzen Kerl zu einem Manne. Da liegt recta von Wien gekommen mein

Diplom als kaiserlich gekrönter Dichter. Davon hätten die Geißlinger sich niemals träumen lassen, welcher Mann in dem Schulkittel steckt, an dem jeder Vater, der zwischen Schlafen und Wachen zu einem Sohne kam, die Schuhe abputzen zu dürfen glaubt."

„Es freut mich recht herzlich für dich, mein lieber Christian," erwiederte Helene, indem sie die Kunkel näher an sich zog und den Faden lustig aus den Spulen gehen ließ, „daß dir diese Anerkennung zu Theil geworden ist. Kaum bist du Mitglied der deutschen Gesellschaft zu Altdorf geworden, so erwartet dich schon diese neue Ehre."

„Ich habe auch," entgegnete der Gatte mit einiger Selbstgefälligkeit, „durch das Gedicht, welches mir dieses Diplom eingetragen hat, einen neuen, bisher noch wenig betretenen Weg gebahnt. Das Sylbenmaaß ist griechisch und die Durcharbeitung der Ode nach dem Muster Pindar's hat mich viele Mühe gekostet. Du kannst nun aber doch nicht mehr behaupten, daß mein Dichten so völlig unfruchtbar und unnütz für uns sei."

„Du thust mir Unrecht," gab Helene mit sanftem Ton zurück, „das hab' ich nie behauptet. Ich habe immer nur gesagt, du möchtest durch den gewaltigen Dichtungstrieb, der dein ganzes Wesen so unruhig und unstät macht, dich nicht verleiten lassen, die Aufgabe zu versäumen, die dir zunächst gestellt ist, und das

Hauswesen zu vernachlässigen, auf dessen Ordnung dein und mein Glück und Friede, unsere und unserer beiden lieben Kinder Zukunft beruht."

„Du hast gut reden, liebes Weib," erwiederte Schubart, indem die zwischen seinen Augenbraunen befindliche Falte, welche auch bei heiterem Gesichte nicht zu weichen pflegte, sich etwas tiefer zusammenlegte, „auch glaube nur, daß ich das Wahre und Wohlmeinende nicht mißkenne, das in dem ist, was du sagst. Aber siehe, auch der bescheidenste Mann, sofern eine Kraft in ihm ist, die nach Wirkung verlangt, fühlt sich und diese Kraft in dem Augenblicke, wo er sich in einer zu engen Sphäre umdrehen soll. Sobald man sich aber fühlt und nach einem größeren Raum des Wirkens verlangt, welcher dem Geist durch die äußeren Umstände versagt ist, so ist die Unzufriedenheit mit sich und Anderen gegeben und die Unzufriedenheit macht an keinem Menschen etwas Gutes."

„Ach freilich, das ist's," meinte Helene, indem sie den aus der Kunkel gezogenen Faden mit einem gewissen Ausdruck wehmüthiger Freundlichkeit benetzte, „ein so hochstrebender Sinn, der immer oben hinaus will, ist für Niemand ein Glück, am wenigsten für dich. Ich meine, unser Hochzeittag wäre erst gestern gewesen und doch — wie Vieles hat sich unterdessen schon in und an uns verändert! Sage selbst, ob dir nicht wohler

war, als du noch deine Amtsmiene mit lustiger Eitelkeit im Spiegel beschautest und dein Glück in der Bescheidenheit des dir zugetheilten Wirkungskreises auf gutem Wege dachtest."

„Du täuschest dich, Helene," entgegnete Schubart, indem er das Diplom vom Schoße nahm und zusammenrollte, „jener quälende Sinn, von dem du sagst, daß er oben hinaus wolle, ist nicht erst neuerdings in mich gepflanzt. Schon als Knabe, als ich noch bei meinen guten Eltern im Diakonathause zu Aalen war — mit welch ungestümen Schauern wechselten in meiner Seele die Farben des Tages und der Nacht, die Bilder der Freude und der Schwermuth; wie machte ich mir die Flüsse, Weiher, Wälder, Hügel und Gebirge so lebendig, daß ich mit ihnen verkehrte, als wären sie lebende Wesen gleich mir selbst; wie schwand mir Vergangenheit und Zukunft in unterschiedsloser Träumerei in Eins zusammen, wenn ich an einem Maientage an der Hand meines Vaters jenen lachenden Spaziergang, den Briel hinunterging, oder allein in unserem Garten wandelte, wo meine Seele mit dem summenden Käfer im Dufte der Apfelblüthe so ganz Genuß war, und wie riß ich mich dann wieder, wenn die schauerlichen Anwandlungen meinen Geist ankamen, von diesen Schönheiten der Natur hinweg, welchen ich mich bis zur ausgelassensten Begeisterung dahingegeben hatte, um

Abends auf den Friedhof zu schleichen, heimlich die Gräber von Freunden und Bekannten zu besuchen und des Herzens schwülen Gefühlen unter den schwarzen Kreuzen, Todtenkränzen und morschen Gebeinen Luft zu machen. Begreifst du da, warum ich jetzt als Mann heute einen Todtengesang oder ein Passionslied, morgen ein ausgelassenes Liebes- oder Trinklied dichten kann?"

„O ich kenne die Wandlungen deiner reizbaren Nerven wohl," erwiederte Helene, welche den Gatten während seiner Rede aufmerksam angeschaut hatte (denn trotz ihrer natürlichen Einfachheit erkannte sie den Geist in ihm), mit sanftem Lächeln, — „heute willst du mich mit deinen Küssen ersticken und ziehst mich armes Geschöpf an dein feuriges Herz herauf, daß mir's gar reich und wunderlich zu Muthe wird; morgen stößest du mich mit Eiseskälte von dir und beugest mich wie eine Magd zu deinen Füßen nieder, daß ich an dir und mir muß irre werden."

„Verzeih mir das, o gutes Weib," entgegnete Schubart, die Papierrolle in der Hand zusammendrückend, „ich rufe Gott als Zeugen an, wie schmerzlich tief ich den Kummer und die Sorgen fühle, welche mein unstätes und ungestümes Wesen dir verursacht. Ich fürchte, du wirst niemals mit mir glücklich sein; denn unsere Ehe ist der Bund des Sturmes mit der Stille, der feurigen Thorheit mit der abgekühlten Ver-

nunft, der Anarchie mit der Ordnung. Freilich — ich hätte niemals heirathen sollen; denn ich bin für die Häuslichkeit nicht geschaffen."

„O Christian, verläumde dich nicht selbst," erwiederte Helene unter innigem Erröthen, „nicht um alle Schätze der Welt wollte ich unsere Ehe mir abkaufen lassen. Meinst du, so kühl und einfältig ich scheine, ich erwärme mich nicht mit Lust unter deinem Feuer; meinst du, ich spüre die Würze nicht, die dein Geist der Wassersuppe giebt, welche uns zum Mittagstisch vereinigt; meinst du, ich fühle nicht das stolze Glück, dein Weib zu sein, wenn du mich nach der Schulstunde zum Spaziergang mitnimmst, an deinem Arm zu dem Heidenthurm hinaufführst, mir das blühende Thal durch das Sehrohr zeigst, oder wenn ich an deine Schulter mich lehne und auf die wunderbare Rede horche, welche so leicht und flammig aus deiner Brust emporsteigt; ja meinst du, es durchbebe mir nicht von Liebe das Herz, wenn ich dich mit unserem Ludwig im Frühlingsgrase sitzen sehe, oder wenn du unser kleinstes Kind auf den Knieen wiegst? Ich sehe wohl, du kennst die Weiberherzen nicht, welche in Wahrheit glücklich sein können, wenn sie äußerlich noch so unglücklich scheinen."

„Was du doch sagst, du unschuldiges Kind," gab Schubart mit Lächeln zurück, „schon zu Nördlingen, wohin mich der Vater auf die Schule schickte, wuchs ich,

daneben wie ein luftiges Reh in dem Hain der Musen hüpfend, zu einem zaumlosen Jüngling heran; die geflügelte Fertigkeit, womit ich das Klavier spielte, das Gefühl, mit dem ich sang und deklamirte, öffnete mir aller Weiber Herzen und die drei Jahre meines dortigen Aufenthaltes schwanden mir wie ebenso viele Rosenmonde weg. Und vollends in Nürnberg, wo meine Seele unter harmonischen Menschen klang, mit welchen mich die schönen Bande der Kunst, Dichtung und Musik vereinten, schäumte mein Inneres von Lust und Liebe, wie der perlende Wein im Kristall-Pokale über. Auch zu Erlangen war ich studentischer Brausekopf genug, um es beim Dichten bacchantischer und erotischer Lieder nicht bewenden zu lassen. Aber schmäle nicht darüber, Helene, die Anmuth des treuen Weibes, das ich jetzt mein nenne, die Lieblichkeit der Mutter, deren zarte Sorglichkeit dieses Hauswesen mit so holdem Herrscherstab regiert, läßt keines jener Bilder einer durchschwärmten Jugend in meiner Erinnerung bestehen."

„Nimm es mir nicht übel, Schubart," gab die Gattin, etwas empfindlich berührt durch eine so übel angebrachte Offenheit, welche wie eine Vorbedeutung des Cynischen klang, das in dem gemischten Charakter des Geißlinger Präceptors lag, mit ernsterem Ton zurück, „du hast nie nach Grundsätzen gelebt und darum

müssen deine Leidenschaften, welche dir zu großem Segen gereichen könnten, wenn du sie durch den Verstand zu fesseln verständest, dir noch zu großem Fluche werden. Du glaubst jetzt zu stehen, aber siehe zu, daß du nicht fallest.“

„Was die Tochter des Herrn Oberzollers Bühler von Geißlingen doch nicht Alles weiß,“ entgegnete Schubart, der über die ihm gesagte Wahrheit plötzlich aufbrauste, von seinem Sitze auffuhr und hastig in dem Zimmer auf- und abging, „du freilich empfindest mit dem Verstande und liebst nach Grundsätzen; aber Empfindung und Liebe sind auch darnach. Wie leicht das doch einer solchen Moralistin von dem Munde geht, daß man die Leidenschaften am Boden halten solle, wie wenn die Leidenschaften in der Welt der Geister nicht ebenso unentbehrlich wären, als das Feuer in der Welt der Körper! Alles Große in der Welt wird nur durch die Leidenschaft bewirkt; alle Werke des Genius und der Kunst gingen von diesem zündenden Brennpunkt aus. Die Natur hat dem Menschen nichts umsonst gegeben, am wenigsten ein so mächtiges, die ganze Seele in all ihren Tiefen umfassendes Prinzip, durch welches allein die stockenden Kräfte in Umlauf gebracht, vor Moder bewahrt und zur Thätigkeit herausgefordert werden. Aber freilich an diesem Geißlingen und seinen Zöllnern hat man das beste

Exempel, was der Mensch ohne Leidenschaft ist, ein todter, seelenloser Automat, ohne Schnellkraft und Unternehmungstrieb. Gottlob, daß mir Gott einen Funken in die Brust gelegt hat, welcher mich vor der animalischen Stupidität solcher Menschen rettet."

„Ich muß dich bitten," erwiederte die Gattin mit gedämpfter Stimme, tief erröthend, aber mit dem Zorne an sich haltend, „daß du meinen Vater aus dem Spiele lässest. Du hörst nie ganz, was man sagt. Läßt man denn auch das Roß durch die Menge laufen, daß es mit dem Hufe haut und ausschlägt, ohne es zu zügeln?"

„Das sage ich nicht," fuhr der Erhitzte fort, indem der weitbrüstige und breitschulterige Mann, die Papierrolle in der Hand zerknitternd, sich vor das Spinnrad seines Weibes stellte, „aber das sage ich und muß ich sagen bis ans Ende, daß du und deine Verwandten die Leidenschaften einer Seele nicht begreifet, deren Freunde die Musen sind, daß Ihr kein Verständniß dafür habt, wie ein blutvoller Phaëton, wie ich, nicht das Phlegma an sich tragen kann, das Euch beglückt, sondern in den Wolken verweilen muß, ohne immer an das zu gedenken, was auf der Erde vorgeht, daß es für einen Mann, wie ich, ein brennendes Bedürfniß ist, am Fuße des Pindus den Schulstaub abzuschütteln, und daß die Arbeiten eines dichterischen

Geistes, vollbracht unter dem Drucke der ermüdendsten Geschäfte, einen Menschen von meiner Natur aufs Heftigste erschüttern und also manchmal aus dem Gleichgewichte werfen müssen. Ueberall in Deutschland regt der Genius gewaltig seine Schwingen; sie rauschen daher wie die Flügelboten einer großen Zeit, welche aus den Finsternissen unseres geistigen Lebens sich blutig loszureißen ringt, und ich, der ich so lebhaft fühle, daß ich nicht der Geringsten Einer bin und wohl mit den Besten um die Palme streiten könnte, ich muß hier in diesem Geißlingen verschmachten, elend, von undankbaren Arbeiten darnieder gedrückt, von Freunden und Feinden verfolgt, unter dem Schutte der allerniedrigsten Verrichtungen, im steten Kampfe mit Gram und Dürftigkeit. Statt daß ich voranstände in der Reihe meiner Geistesgenossen und mein Name wie ein glühender Stern am Himmel des deutschen Landes glänzte, magere ich hier zum Gerippe eines verhungerten Freundes der Künste und Wissenschaften ab und nichts ist mir übrig geblieben, als die Freiheit, mein unglückliches Loos in diesem Winkel schwäbischer Erde zwischen den Bergen zu verweinen und im Vergleiche des Abstandes, was ich bin und was ich sein könnte, vor Scham und Verzweiflung zu vergehen."

Schubart verdeckte nach diesem Ausbruch des inneren Menschen die Augen mit der Hand, in welcher

er noch immer die Papierrolle hielt. Seine Gattin, so gewöhnt sie an solche Scenen sein mochte, erschrak doch ob dieser Leidenschaftlichkeit, hielt unwillkürlich im Treten des Spinnrades inne und stützte den Kopf traurig und bekümmert in die Hand.

„Lieber Christian," sagte sie nach einer Weile schmerzlichen Stillschweigens, „ich weiß es wohl, ich bin ein Weib einfältigen Herzens, zur Demuth und Niedrigkeit gewöhnt, durch das bescheidene Wirken innerhalb des Hauswesens befriedigt, und ich habe deswegen schon oft gedacht, du hättest besser gethan, dir ein Weib von höherstrebendem Sinne auszusuchen. Und glaube nur, ich hätte Aufopferung genug, freiwillig von dir zu scheiden, wenn ich gewiß wäre, daß es zu deinem Besten dienen würde. Gott weiß es, ich würde es thun, und sollte es mir auch das Herz entzweibrechen. Aber ich kann mich nicht überzeugen, daß irgend Jemand auf der Welt es so gut und treulich mit dir meinen kann, wie ich, und diese Ueberzeugung tröstet mich."

„Sprich nicht so, Helene," erwiederte Schubart, indem er seinen Arm begütigend um den Nacken des Weibes schlug, „kein Mensch könnte mich so geduldig tragen, mein wildes Temperament so herzlich mäßigen wie du, und du darfst nicht zweifeln, daß ich die Verbindung mit dir der Vorsehung als eine ganz beson=

dere Gnade verdanke. Aber siehe, den ungestümen Trieb in mir, über andere Menschenkinder um einen Kopf hervorzuragen, solltest du mit deinen Eltern mehr würdigen; denn ich kann ihn nicht auslöschen. Sonntagskinder zeichnen sich eigene Bahnen; der Conventionsfuß ist für die Alltagsmenschen, und wenn ich einmal keine Verse mehr machen kann, dann laßt mir nur gleich die Bahre mit Hobelspänen kommen."

„Aber daran hindert dich doch Niemand," entgegnete die Gattin, indem sie das Rädchen wieder drehte und den Faden aus dem Spinnrocken zog.

„Ich will dir etwas erzählen," fuhr Schubart fort, der sich wieder in den Lehnstuhl setzend plötzlich in den Ton des Scherzes übersprang. „Als ich auf der Schule zu Nürnberg war, hatte ein Mann einen Affen abgerichtet, welcher sich mit gravitätischer Miene unter einen Haufen Katzen setzte, und sobald der Affe den Takt gab, fingen die Katzen erbärmlich darnach zu schreien an. Ich dachte damals nicht, daß das eine prophetische Satire auf mich selbst sei; denn der Affe, der den Takt giebt, bin ich, und meine Schulbuben sind die Katzen, welche schreien. Der Unterschied ist nur der, daß sich der Mann in Nürnberg mehr damit verdiente als ich, und daß er, wenn er ein Poet war, unter seinem Dutzend Hauskatzen eher noch Anregungen

zum Schaffen erhielt, als ich unter den hundertzwanzig Meerkatzen, unter deren Geschrei ich mit der Knute in der Hand zwölf Stunden des Tags umherwandeln muß. Ist es da ein Wunder, wenn die Melancholie dicker als ägyptische Finsterniß auf meinen Geist herabsinkt und mich eine solche Nachteulennatur überkommt, daß ich allemal blinzle, wenn ich einem heitern und lichtvollen Manne in's Angesicht sehen soll?"

„Du hast freilich ein sehr beschwerliches Amt," gab die Gattin mit theilnehmendem Ton zurück, „und ich wollte gerne weiß nicht was geben, wenn ich dir's in Etwas erleichtern könnte, aber sage selbst, wie sollte denn unser Hauswesen ohne ein solches Amt von den bloßen Erträgnissen deiner Dichtkunst bestehen? Sieh nur das Diplom an, über welches ich mich mit dir von Herzen freue: was bringt es uns denn ein, daß du kaiserlich gekrönter Poet geworden bist?"

„Man kann nicht immer auf den äußeren Nutzen sehen," sagte Schubart, durch eine solche Frage bereits wieder unangenehm berührt und fast verstimmt, „inzwischen dächte ich, auch ohne die Zugabe eines so geisttödtenden Amtes, als Dichter und Musiker uns schon ehrlich durchzubringen. Denn ich muß dir gestehen, daß ich mein Brod lieber durch dreifache Anstrengung beim Publikum einholen, als mich und meine Zeit an

einen Herrn verdingen möchte. Das schöne Spiel meiner Kräfte stockt, meine ganze Thätigkeit erlahmt, sobald etwas als Pflicht von mir gefordert wird, was ich als freiwilligen Tribut darzubringen vielleicht mich beeilen würde. Mein Dienst ist unter der Dichterflagge und darum ist mir nichts mehr als der Zwang der Zeit und das Einerlei der Verrichtungen zuwider."

„Das ist's ja eben," gab Helene mit bewegter Stimme zurück, welche des Herzens tiefe Bekümmerniß verrieth, „was namentlich meinen Vater so sehr beunruhigt. Er kennt deine Amtsscheu wohl und ist darum so übel auf deinen Musik- und Dichtungs-Hang zu sprechen. Glaube nur, daß er es gut meint und im Grunde auch nicht so Unrecht hat. Denn mit Concerten und Dichterdiplomen ist Weib und Kindern wenig angeholfen."

„Schweig mir doch einmal von dem infamen Dichterdiplome still!" fuhr Schubart zornig auf. „Das weiß ich selbst, daß schon manches poetische Rindvieh dieser Ehre gewürdigt worden ist und daß es damit dieselbe Bewandtniß hat, wie mit dem Ochsen in der Fabel, dessen Hörner man vergoldet hat, damit er den Abgang des Futters nicht merke. Aber das weiß Gott, daß ich ein tausendfältiger Sklave bin, der Sklave meines Weibes und meines Schwiegervaters, der Sklave

von zwei tyrannischen Pfaffen und einer ganzen Schaar von Hohenpriestern und Schriftgelehrten, der Sklave eines hochwohlgebornen Herrn Obervogts und seiner zwölf Landsknechte, der wohlehrenfesten Richter, der Sklave des Ulmischen Senats, des Kammergerichts zu Wetzlar und Seiner Römisch-Kaiserlichen Majestät Josephi des Zweiten, endlich der Sklave meines Amtes und der Sklave eines jedweden Narren, der seinen Dummkopf zu mir in die Schule schickt. Hol der Teufel ein solches Leben, ein Sammelsurium von Arbeit, Gram, Mangel, Streit und Elend! Nichts ist für mich übrig, als meine Stirn dem Schicksale, wie der Stier dem Beil, zum Streiche hinzubieten. Wo sind Rousseau's Wälder? Dort allein noch könnte es eine Zuflucht für mich geben. O ich zweibeiniges, unglückliches, elendes Geschöpf!"

Indem Schubart diesen neuen Ausbrüchen seiner Leidenschaft sich hingab, warf er die durch das krampfhafte Spiel seiner Hände bereits übel genug zugerichtete Papierrolle mit Wuth von sich, so daß sie unter den Ofen flog. In demselben Augenblicke trat sein Söhnlein Ludwig in die Stubenthüre, schlüpfte unter die Ofenplatte, hob das Papier wieder auf und brachte es dem Vater zu, welcher ingrimmig in dem Lehnstuhl saß.

„Vater, was hast du?" fragte der kleine Ludwig, indem er sich zwischen die Beine des Vaters drückte.

Der so reizbar leidenschaftliche Mann zog das Kind in seine Arme, und indem große Thränentropfen aus seinen Augen hervorquollen, rief er in der Umarmung die tief empfundenen Worte aus: „Schade, liebes Kind, daß du ein Schubart bist!"

Zweites Kapitel.

Am Abende desselben Tages, welcher Zeuge der eben geschilderten häuslichen Scene in dem Präceptoratshause zu Geißlingen war, fuhren zwei Männer, deren äußeres Ansehen einen recht seltsamen Contrast bildete, in einem Nachen auf dem Züricher See. Dieser Seespiegel voll unaussprechlicher Lieblichkeit, welcher mit der Freundlichkeit des über ihm lächelnden Himmels wetteifert, den Menschen mit der süßen Gabe des inneren Friedens zu beschenken; die Grazie dieser grünen, in der Leichtigkeit ihrer Biegungen sanftgeschwungenen Ufer, an deren Rand die Reben, die Bäume, die weißschimmernden Häuser sich mit der schelmischen Heiterkeit der Nymphen zum Bad bereit zu halten scheinen; dort im Hintergrunde, gleich einer aus sanftzüngelndem Feuer quer über den See gebauten Flammen-Mauer,

dieser rosige Glanz der Schneegebirge, auf welche die Sonne im Scheiden die Grüße ihrer stillen Größe wirft, und im Vordergrunde die durch die Schönheit des Anblicks wie berauschte Stadt — wer sollte hier nicht fühlen, wie herrlich es auf Gottes Erde ist und wie verworren jene Irrgänge sind, in welchen der selbstquälerische Mensch nach dem Nebel eines unbekannten Landes sucht?

So sachte und geräuschlos der Ruderschlag war, womit der Fährmann die Bewegungen des Schiffchens lenkte, so lebhaft war doch das Gespräch der beiden Männer, welche auf querübergelegten Brettern in dem Nachen einander gegenübersaßen. Der Eine, welcher der Stadt den Rücken bot und das Gesicht dem glühenden Hochgebirge zugewendet hatte, war ein langer, schmächtiger, feingegliederter Mann; der Andere, welcher gegenübersitzend die Stadt im Gesichte und die Schönheiten des Hochgebirges im Rücken liegen hatte, ein gedrungener, stämmiger, grobgliederiger Mann. Auch die Kleidung der beiden Männer bot einen schroffen Gegensatz. Der Schmächtige war, obwohl schwarz nach der Weise eines Geistlichen, doch weltmännisch fein und zierlich, der Dicke aber in groben Stoff wie ein Mann gekleidet, dessen Unbeholfenheit und rauhe Sitte in vollkommener Uebereinstimmung mit dem ungefügen Schnitte seiner Tracht steht.

„Ich wünsche mir Glück," sagte der grobgekleidete Mann, dessen Stimme in rauhen Tönen aus der Kehle stolperte, „mit einem Manne in Verbindung getreten zu sein, welcher von der heilig römisch-katholischen Kirche nicht weniger als von den Lutherischen, und von den höchsten Standespersonen nicht geringer als von anderen gemeinen Leuten verehrt wird."

„Auch ich," erwiederte der Andere mit einer verbindlichen Handbewegung, in welcher sich das Zeichen einer gefühlten Ueberlegenheit auszudrücken schien, „war nicht wenig begierig, einen Mann von Angesicht zu Angesicht zu sehen, von welchem ich schon so außerordentliche Dinge gehört hatte. Der Herr Dr. Hotze von Richtersweil brachte mir die erste Kunde von Ihnen, und alsbald überkam mich eine Ahnung, daß ich den Mann in Ihnen finden dürfte, welchen meine Gebete und Träume schon so lange gesucht haben."

Der Sprechende hob bei diesen Worten den Kopf, welcher durch eine große und auffallend vorspringende Nase ausgezeichnet war, mit lebhafter Geberde in die Höhe und sah dem Gefährten, dessen fleischige Stumpfnase freilich einem unparteiischen Beobachter wenig Interessantes dargeboten hätte, mit sanfter Prüfung in's Gesicht.

„Will's Gott," entgegnete der Gefährte, indem er die Augen mit dem Ausdruck der Demuth zu Boden

schlug und dadurch dem Betrachtenden die derbe Rundung der Wangen nur um so offener bloßlegte, „will's Gott, so werden sich im Namen Jesu und im Dienst der heiligen Kirche anhaltend die Kräfte mehren, welche in mir zu wirken angefangen haben. Johann Joseph Gaßner, Pfarrer zu Klösterl in dem Bisthum Chur, ist ein unbekannter und gering geachteter Mann; aber das Vertrauen auf den allerheiligsten Namen Jesu wird ihn noch zur Verrichtung großer Dinge stärken. Und Herr Johann Kaspar Lavater, reformirter Diakonus an der Waisenhauskirche zu Zürich, wird der erste und vornehmste Zeuge der neuen Zeichen sein, welche durch einen katholischen Priester vermittelst der Kraft des Glaubens und des Gebets zur Ueberführung der Ungläubigen und Offenbarung der Macht des Namens Jesu in dieser gottlosen Zeit geschehen werden."

„O Vaterland, o Schweiz, du Lieblingsstätte Gottes," rief der Züricher Diakonus voll Emphase aus, indem er die rechte Hand wie segnend über den See ausstreckte, „wenn du gewürdigt wärest, daß aus einem deiner Winkel der heilige Mann aufstünde, welcher der Welt vollgiltig zu beweisen berufen wäre, was in dem wahren Christen verschlossen ist und was Gottes alldurchdringender Geist in ihm aufzuschließen vermag! Waren denn die Apostel nicht Menschen wie wir? Hatten sie nicht Sinne und Begierden wie wir? Wa-

ren sie nicht irdisch gesinnt, denselben Versuchungen und Anfechtungen ausgesetzt wie wir? Waren sie nicht voll Stolz und Ehrbegierde, wie wir? Waren sie nicht oft mißmuthig, kleingläubig, zanksüchtig, zornig wie wir? Und doch ward am Pfingsttag, so rohe Fischer, so ungläubige Zöllner sie waren, der göttliche Geist über sie ausgegossen, so daß nun der Schatz aller verborgenen und verschlossenen Kräfte ihrer Natur erweckt und aufgeschlossen, gleichsam das Allerheiligste ihres Geistes geöffnet und ihnen die Fähigkeit verliehen war, Zeichen und Werke zu thun. Warum sollten nicht auch wir zu demselben Ziele besonderer Gaben und Kräfte gelangen können, zu welchem die Apostel durch den Geist des Herrn gelangt sind, wenn wir nur denselben Weg zu gehen uns befleißigen, auf welchem die Apostel dazu gelangt sind? Nein — nun und nimmermehr will ich von dieser meiner Lieblings-Meinung lassen, so sehr auch die neue Weltweisheit darüber lachen mag."

Ueber die blasse Gesichtsfarbe Lavaters spielte während dieser rasch hervorgebrachten Worte eine leichte Röthe, sei es in Folge der inneren Erregung, welche ihn erfaßt zu haben schien, sei es in Folge der purpurnen Gluthen, welche die zum Untergang sich neigende Sonne in das Gewässer streute. Sein Begleiter, der Pfarrer Gaßner aber sah den in seiner Erregung

etwas hüstelnden Mann mit einem vergnüglichen Blinzeln der Augen an, welche mit dem Ausdruck einer gewissen Schelmerei aus dem derben, rothbraunen Gesichte hervorlugten.

„Gott offenbart,“ entgegnete der Pfarrer Gaßner von Klösterl mit einem Lächeln, welchem trotz der schwulstigen Lippen, um die es schwebte, eine gewisse Feinheit nicht abzusprechen war, „den Kleinen und Einfältigen gar Vieles, was er den Weisen dieser Welt verborgen hat. Es ist eine nicht allen Menschen geoffenbarte Kunst, fromm und gesund zu leben und ruhig sterbend in den Schafstall Christi einzugehen.“

„Und diese Kunst wollen Sie die armen Schäflein lehren!“ gab Lavater mit einem träumerischen Blick auf den dicken Pastor zurück. „Darf ich fragen, auf welche Weise Sie zum Bewußtsein der Gaben und Kräfte kamen, in deren Besitze Sie sich glauben?“

„O wohl,“ fing der Pfarrer zu erzählen an, indem er den Ellenbogen auf das Knie aufsetzte und das Kinn in die Hand stützte, „ich habe in meiner Jugend zu Inspruck die Arzneikunde studirt; sattelte aber hernach aus Neigung zum geistlichen Stande um und wurde Weltpriester. Täglich nun, allemal zur Zeit, wo ich die Messe las, ward ich von heftigen Kopfschmerzen überfallen, ein Zustand, der mir bald unerträglich wurde. Ich suchte Rath und Hilfe bei den besten Aerzten; sie

verordneten mir dies und das: aber das Kopfweh wich nicht. Da kam ich in einer schlaflosen Nacht auf den Gedanken, daß diese Schmerzen, wider welche alle Kunst der Aerzte vergeblich zu Felde zog, eine andere als natürliche Ursache haben möchten, und nahm meine Zuflucht zu geistlichen Mitteln. In der Pfarrbibliothek zu Klösterl fanden sich einige Exorcistenbücher und ich las fortan fleißig darin. Nachdem ich mich durch diese Lectüre gehörig vorbereitet glaubte, machte ich den ersten Versuch einer Beschwörung an mir selbst und siehe da — die Kopfschmerzen waren verschwunden. Fortan zweifelte ich keinen Augenblick, daß alle Krankheiten, welche die Aerzte nicht so leicht heilen können, von dem Teufel ihren Ursprung haben müßten, und bat Gott inbrünstig in meiner Einsamkeit, daß er mir dieselbe Gnade, deren Wirkung wider meine Schmerzen sich bewährt hatte, auch für meine Nebenmenschen schenken möchte. Um zu prüfen, ob mein Gebet erhört sei, nahm ich versuchsweise einige presthafte Pfarrkinder zur Hand, beschwor die Krankheit im allerheiligsten Namen Jesu und Gott segnete mein Beginnen."

„Ach freilich, darin liegt Alles," gab Lavater zurück, indem um seinen Mund nicht ganz ungezwungen ein süßes Lächeln spielte und auf der oben stark gewölbten, unten eingedrückten Stirne Etwas wie ein Mondstrahl zuckte, „ach freilich, die Kraft des Gebetes,

darin liegt ja Alles. Der Glaube ist allmächtig: das ist die Summe aller Lebensweisheit und diese Weisheit will ich der Welt verkünden, so lange sich in mir ein Athem regt. Wer Gott zu brauchen weiß, der hat den Stein der Weisen. Die Brauchbarkeit Gottes vermittelst des Alles bezwingenden Gebetes, das ist das Arcanum. Die Thoren dieser Welt — wenn sie hätten, was wir haben, wenn sie wüßten, was wir wissen! Mein ganzes Leben ist nur eine fortgesetzte Reihe von Erfahrungen über die Macht des Gebetes; meine Zunge müßte unerschöpflich sein, wenn sie davon erzählen und preisen wollte. Herr Pfarrer, ich glaube Ihnen auf das Wort, daß Sie Ihre Pfarrkinder in Klösterl durch die Macht des Gebetes von Krankheiten geheilt haben, wider welche die Kunst der Aerzte nichts vermochte."

„Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande," erwiederte Pfarrer Gaßner, welcher während der salbungsvollen Rede des Züricher Diakonus die Kopfbedeckung abgezogen hatte und nun wieder die Augen mit tiefer Neigung des Hauptes so zu Boden schlug, daß seine Tonsur recht auffällig sichtbar ward, „im Bisthum Chur hatte ich um meiner geistlichen Heilmethode willen, weil sie den Medicis ins Handwerk greift, schon manche Anfechtung zu erleiden. Aber ich danke Gott, daß er mir in der Stadt Zwingli's einen so erleuchteten Mann als Zeugen der Wahrheit entge-

gengeführt hat, welcher dem Glauben an die neuen Zeichen, die geschehen werden, auch in seiner Kirche den Weg zu bereiten berufen ist.“

„Glauben Sie mir,“ entgegnete Lavater, die Hand des Pfarrers Gaßner ergreifend, „meine Seele hat nach unmittelbaren Offenbarungen Gottes von früher Jugend auf gedürstet und mehr als einmal habe ich auf den Knieen gerungen, daß ein Mann erweckt werden möchte, welcher in großem Maßstab vor der Welt durch apostolische Zeichen die religiösen Ueberzeugungen zu bethätigen im Stande wäre, deren Wahrheit ich in den bescheidenen Grenzen meines Lebens schon so oft erprobt habe. Ich habe gesucht — und wie inbrünstig gesucht: ach, daß mein Auge gewürdigt wäre, in Ihnen den zu finden, welchen es schon so lange sucht! Ja — es ist mir klar, der Gang Ihres Glaubens konnte nicht natürlicher sein, als so, wie Sie eben erzählt haben. Sie leiden, suchen Hilfe bei Menschen und finden sie nicht. Sie lesen, als katholischer Priester, Exorcisten-Bücher. Diese Lectüre bringt Sie auf den Gedanken, daß Ihr plötzliches, Ihr gerade zu gewissen Zeiten kommendes, peinliches, unheilbares Kopfweh in Faustschlägen des Satans bestehen könnte. Sie versuchen das Letzte, Natürlichste, was einem Christen, einem Katholiken, einem Priester beifallen kann; Sie wenden die Kraft des Namens, das heißt, der ausdrücklich ge-

nannten Person Jesu gegen dieses Uebel an. Sie erfahren diese Kraft: das Uebel weicht und kömmt nicht wieder. Sie möchten andere Elende eben diese Kraft erfahren lassen; Sie bitten Gott darum und erhalten, was Sie bitten. Kann ein natürlicherer, würdigerer, christlicherer Gang des Glaubens erdacht werden, wie dieser?"

Lavater hatte diese Worte, in sich versunken, fast wie im Selbstgespräch geredet, als ob er sich durch eine solche Art sentimentaler Sophistik oder sophistischer Sentimentalität in den seinen Sinnen nicht weniger als der Vernunft widerstrebenden Glauben hineinzwängen wollte, daß dieser rundköpfige und dickgenährte Pfaffe, welcher vor ihm saß, wirklich der Wunderthäter sein könnte, den er zum Beweise seiner religiösen Ueberzeugungen, also aus der Eitelkeit einer gewissen Rechthaberei, schon so lange in seinen Träumen gesucht hatte.

„O Sie wundersamer Mann!" gab Gaßner, welcher jede Miene des Begleiters mit schlau durchdringender Forschung verfolgt hatte, voll unverhehlter Plumpheit und vergnüglicher Schmeichelei zurück. „Sie haben Alles, was mich seit zwanzig Jahren bewegt, — denn so lange ist es her, daß ich den ersten Versuch an mir machte — mit so feiner Hand zergliedert, daß ich wahrhaftig glaubte, mein Herz, das doch inwendig und

unsichtbar mir hier unter den Rippen sitzt, unter Aufdeckung aller seiner Falten mit leiblichen Augen erblickt zu haben. Just so ist es, wie Sie sagen, Herr Diakonus."

Lavater, trotz all seiner religiösen Schwärmereien ein weltmännisch feiner Mann, erschrak über die trauliche Zudringlichkeit und den schreienden Ton des Pfaffen, welcher bereits keine üble Miene machte, ihn als völlig seinesgleichen zu behandeln. Doch fand er sich durch die selbstgefälligen Sophistereien seines eingefleischten Gebets- und Wunderglaubens bald wieder zurecht.

„Was sollte auch das äußere Ansehen des Gefäßes," fuhr Lavater von neuem wie im Selbstgespräche fort, „wenn nur die Kraft Gottes da ist in dem irdenen Gefäße! Mögen die Narren lachen, die Weisen spotten, die Ungläubigen zweifeln, die Unsinnigen von Unsinn reden; auf nichts als auf die Thatsache kommt es an, ob sich in dem Manne die Kraft bethätigt. Bedenken? Zweifel? Ach, daß ich mich in die selige Einfalt meiner früheren Tage zurückweinen könnte! Vertrauen gegen Vertrauen: lassen Sie sich etwas erzählen, Herr Pfarrer!"

„Lassen Sie hören, Herr Diakonus!" entgegnete Gaßner.

„Selbst unter den Stürmen des jugendlichen Leichtsinns,“ fing Lavater zu erzählen an, „blieb doch das Gebet immer ein unaustilgbares Bedürfniß meines Herzens. Es half mir aus Verlegenheiten und Beängstigungen, aus welchen menschliche Macht und Weisheit mir nimmer hätte helfen können. Hatte ich als Knabe in der Kirche geschwatzt und zitterte in Erwartung der wohlverdienten Züchtigung: ich betete und die Züchtigung blieb aus; sollte etwas auskommen, was ich verhehlt hatte, und besorgte ich darüber Lärm im Hause: ich betete und man fragte der Sache nicht nach; hatte ich Geld verloren oder verthan und sollte unerwartet Rechenschaft geben: ich betete und erhielt das Benöthigte von meiner Großmutter, meinem Vater oder sonst woher noch zu rechter Zeit; ja ich erinnere mich zu dieser Stunde lebhaft eines noch weit auffallenderen Erfolges meiner kindlichen Glaubensstärke. Vor dem Schul-Examen erhielten wir ein Exercitium zur Ausarbeitung, durch welches jedem Schüler sein Locus angewiesen werden sollte. Ich gab mir alle Mühe und lieferte die Arbeit voll guter Erwartung in die Hände des Lehrers ab. Da fiel mir in der Nacht plötzlich ein, relata statt revelata geschrieben zu haben. Sogleich bat ich Gott, er möchte doch das Wort corrigiren und das fehlende ve noch oben anschreiben mit schwarzer Dinte. Und was geschah? Als ich das

Exercitien-Heft aus den Händen des Lehrers zurückerhalten hatte, fand ich wirklich, daß das verhängnißvolle ve von einer anderen Hand mit schwarzer Dinte, etwas schwärzerer, als die meinige war, oben über geschrieben worden war, und ich hatte absque, d. h. fehlerlos componirt."

Gaßner, welcher nun schon einmal in die Laune pfäffischen Wohlbehagens gefallen zu sein schien, schüttete bei dem Worte absque eine volle Lache aus.

„Absque!" rief er ein Mal nach dem anderen und schlug mit der Hand auf die Kniescheibe, so daß das Schiffchen, in welchem die Männer saßen, in eine unsicher schwankende Bewegung zu kommen begann. Der Fährmann, welcher bis jetzt, ohne auf das zu achten, was die Männer im Nachen verhandelten, ruhig seines Wegs gesteuert war, sah über die Achsel mit heiterer Verwunderung nach dem Pfaffen um, welcher es sich hier im Sonnenuntergang so wohl behagen ließ; der Züricher Diakonus aber, ein von Natur bis zum Excesse furchtsamer Mann, dessen Gemüth bei jedem unvermutheten Vorfall der Raub eines panischen Schreckens wurde, fuhr plötzlich, als ob ihm ein Unfall begegnet wäre, von seinem Sitze auf, gesticulirte, nach Gleichgewicht suchend, mit den langen Armen so heftig in der Luft, daß ihm der schwarze, nicht weniger Eleganz als Ehrbarkeit zur Schau tragende Schiffhut vom

Kopfe in das Wasser fiel und der Nachen in eine nur noch größere Unsicherheit des Schwankens gerieth.

„Setzen Sie sich doch, Herr Diakonus, es passirt sicher nichts," sagte der Steuermann mit spöttischem Lächeln, indem er den schwimmenden Hut mit dem Ruder aus dem Wasser fischte.

Lavater setzte sich wieder und hielt sich jetzt mit den Händen krampfhaft an den Seitenbrettern des Kahns. Der robuste Pfarrer von Klösterl, dessen Nerven aus gröberem Stoffe waren, sah diese Schreckens-Scene mit stillem Erstaunen an und schaute dem Diakonus, als sich dieser eben wieder zur Ruhe faßte, mit einem Blicke ins Gesicht, dessen fragend ausforschende Ironie den Mann, welcher eben seine Glaubensstärke und Gebetserhörungen so sonderlich gerühmt hatte, bis in das innerste Herz traf. Lavater, die Beschämung in sich niederkämpfend, gab den Blick zurück und es trafen sich hier, trotz all des scheinbaren Unterschiedes, zwei Augen voll innerer Verwandtschaft, aus deren jesuitischem Helldunkel Nacht, List und glitzerndes Licht hervorzuckte. Nur das träumerische Schmachten, welches über Lavater's Blicken stets wie ein Schleier der Verhüllung hing, fehlte in Gaßner's Auge, welches unbewacht, wie ein Spiegel aus Stahl, von frivolen Schelmereien glitzerte.

Inzwischen war die Sonne hinabgestiegen und das ferne Hochgebirge nahm jene bläulich dunkle Färbung an, welche einen ergreifenden Contrast gegen das schwindende Alpenglühen bildend, in Uebereinstimmung mit der dunkelnden Seetiefe, welche dem Auge kein ferneres Eindringen unter die Oberfläche des Wassers gestattet, über die Seele des Menschen unwillkürlich eine ernste und feierliche Stimmung bringt.

Lavater, eine feingebildete Natur und ungemein empfänglich für alle Wandlungen des Seelenlebens, nahm alsbald den unterbrochenen Faden der Gedanken wieder auf, welche die beiden Männer beschäftigt hatten.

„Ich weiß es wohl," sagte er mit einer Anmuth und Jungfräulichkeit des Geistes, welche in diesem Augenblicke alle Schattenseiten des Mannes völlig in den Hintergrund drängte, „ich bin ein Hoffer großer Dinge und wenn mir zehn Hoffnungen fehlschlagen, so kann ich mich der eilften dennoch nicht erwehren. Wohin denken Sie zunächst zu reisen, Herr Pfarrer?"

„Nach Deutschland denke ich zunächst zu reisen, wo die französischen Irrlehren einen so fruchtbaren Boden gefunden haben. In Meersburg, hoffe ich, wird der erste Schauplatz meiner Werke sein."

„O daß Gott mit Ihnen wäre," fiel Lavater ein, „sollte mir vergönnt sein, den thatsächlichen Beweis zu erleben, daß noch heute in dem Menschen, so gut als

zu den Zeiten der Apostel, außerordentliche Kräfte verschlossen liegen, die nur der Eröffnung warten, ach — dann wollte ich mit Freude sagen: Herr, laß deinen Diener im Frieden fahren! Aber halten Sie mir den Zweifel zu gut: Sie wissen, daß in neuerer Zeit schon mehrere Wunderthäter aufgetreten sind und auch im Anfang ihrer Laufbahn viel Aufsehen erregt, aber bei näherer Untersuchung alles Wunderbare verloren haben, wodurch der Religion mehr Beschimpfung als Ehre zugewachsen ist. Glauben Sie Ihrer Sache auch gewiß sein zu dürfen?"

„Ich bin meiner Sache," entgegnete Gaßner mit einem so entschieden bestimmten Tone, welcher des Eindrucks auch auf einen ungläubigeren Mann, als Lavater war, nicht hätte verfehlen können, „so sicher und gewiß, als ich sicher und gewiß bin, daß der Teufel ein leibhaftiges Wesen ist, welches mit seinen bösen Geistern nicht allein die Seele der Menschen anficht, sondern auch ihrem Leibe schadet; ja ich bin meiner Sache so sicher und gewiß, als ich gewiß und sicher bin, daß der Name Jesu gewaltiger ist als der Faustschlag des Teufels. Und ich betheure vor Gott und der Welt, daß ich die bösen Geister im Namen Jesu beschwöre, welcher der Besieger und Schrecker der Hölle ist."

„Ferne sei es von mir," fiel Lavater auf diese Betheuerung Gaßner's, welcher bei den letzten Worten die drei Finger der rechten Hand wie zum Schwure in die Höhe gehoben hatte, schüchtern ein, „ferne sei es von mir, das Dasein, das furchtbare und mitwirkende Reich des Satans zu leugnen. Die Göttlichkeit der heiligen Schrift leugnen und Das leugnen, scheint mir einerlei zu sein. Mit den wichtigsten Lehren des Christenthums ist die Ueberzeugung völlig harmonisch, daß beinahe alle beweglichen Uebel vom Satan herrühren oder wenigstens unter seinem Miteinflusse stehen."

„Harmonisch?" schrie der Pfaffe, welcher das arme Schiffchen für seine Kanzel anzusehen drohte. „Die ganze christliche Religion und Erlösung beruht auf dem Glauben an die leibliche Macht des Teufels. Die erste Kirche zählte drei Feinde der Menschen, die Welt, das Fleisch und den Teufel; jetzt will man nur noch zween zählen und den Teufel zum Menschenfreunde machen. Ich werde aber zeigen, was der Teufel ist."

Während dieses teuflischen Gepolters hatte der Fährmann den Nachen an's Land getrieben und die beiden Männer stiegen an das Ufer. Durch die grob-energische Stimme des Pfaffen und das wilde Spiel seiner Geberden waren die Nerven Lavater's in eine

solche Aufregung versetzt worden, daß er dem Begleiter zum Abschied die träumerische Hoffnung verrieth, welche er sonderlicher Weise schon seit geraumer Zeit im Innern nährte.

„Der Prinz Karl von Hessen," sagte er, den Hut in der Hand haltend, von welchem das Wasser triefte, dem Pfaffen halblaut in's Ohr, „hat mich auf's bestimmteste versichert, daß der Apostel Johannes noch beständig fortlebend auf Erden wandle und mich bald sichtbar besuchen werde. Die Zeit ist da, wo die großen Dinge geschehen."

„Leben Sie wohl, Herr Diakonus", entgegnete Gaßner, „und wenn St. Johannes Sie besucht, so sagen Sie ihm, daß er auch mir willkommen sei. Notabene — ich bin in der nächsten Zeit in Meersburg."

Drittes Kapitel.

Wir führen den Leser in ein Zimmer des ersten Stockes im Gasthofe zum Schwert in Zürich. Hier liegt nachläßig auf der Ottomane ausgestreckt ein noch ziemlich junger, aber von frühen Genüssen erschöpfter Mann, dessen feine Körperbildung einen hervorragenden Rang in der Gesellschaft anzudeuten scheint, auf dessen Stirne etwas Nachdenkliches und Ueberdrüssiges sitzt, und in dessen ganzem Wesen sich die Launen einer melancholischen Stimmung mit den Launen einer verweichlichten Begehrlichkeit vermischen. Auf einem runden Tischchen, das vor der Ottomane steht, liegen halbaufgeschnittene Broschüren, und verschiedene Zeitungsblätter sind theils über die Kissen des Ruhebettes, theils auf dem Boden zerstreut. Unter dem grünseidenen Schlafrock, welcher die gekreuzten Beine deckt,

sehen Pantoffeln von rothem Saffian hervor, und die müd' geschlossenen Augen scheinen zu verrathen, daß den Mann, wie so vieles Andere, so auch das Manuscript langweilt, welches er eben gelesen hat und noch im Schooße hält.

Auf der breiten, über die Limmat geschlagenen Brücke, welche zu den Füßen der Herberge zum Schwerte liegt, drängen sich die Spaziergänger, viel munteren Lärm erhebend und sich nach den Geschäften des Tages der Kühle des Abends freuend. Der auf der Ottomane liegende Mann scheint sich über das in die Einsamkeit seines Zimmers heraufdringende Geschwirr der Menschenstimmen zu ennuyiren, und stößt hin und wieder, auf dem Ruhebette sich umwendend, um die müden Glieder in eine veränderte Lage zu bringen, nicht sowohl aus Beklemmung des Herzens, als vielmehr aus dem Gefühle einer allgemeinen Mißstimmung, laute Seufzer aus.

Da klopft es an die Thüre und der Graf Emil von Schmettau begrüßt den Eintretenden mit jener Freundlichkeit, welcher man es ohne Mühe absieht, daß sie weniger der Person des Besuchenden, als der Erwartung gilt, etwas Neues zu hören und Unterhaltung zu finden.

„Ah, der Pater Joseph," rief der Graf Emil v. Schmettau aus, ohne sich von der Ottomane auf-

zurichten, „nun — was macht der süße Gottes-schwätzer?“

„Er macht, Herr Graf“ — — —

„Nun was macht er?“ — —

„Beharrlich in Gebet und um ein Haar auch einen Fall in's Wasser.“

„Und wie ließ sich das barmherzige Pfäfflein Eurer schwarzen orthodoxen Galle gegenüber an?“

„O die mundete ihm ganz trefflich, obwohl sie aus einem gutkatholischen Magen kommt. Es hätte wenig gefehlt, so hätte er sich mir zum Abschied noch als Jesus Christus II. zu erkennen gegeb:n.“

„Der Schwindelkopf! Ihr habt doch Recht, in diesem reformirten Lumpenpack ist weder Art noch Vernunft zu finden. Habt die Güte, bedient Euch selbst; nehmt einen Sessel und setzt Euch zu mir, Pater Sepper!“

Joseph Gaßner, wohl vertraut mit dem Grafen und seinem Wesen, ließ sich nicht zweimal bitten und rückte einen Stuhl neben die Ottomane.

„Frische Waare aus Frankreich, wie es scheint,“ sagte Gaßner sich setzend und mit einem flüchtigen Blicke die Broschüren auf dem Tischchen musternd, „Ihr liebstes Steckenpferd, wie mir wohl bewußt ist!“

„Gewiß,“ erwiederte der Graf mit Lebhaftigkeit, „was wäre auch das Leben ohne diesen süßen Schaum-

wein? Bewahr' mich Gott vor der deutschen Tölpelei! Dieser Klopstock oder gar dieser Züricher Pfarrer — was sind das für klotzige Ungeheuer der Empfindsamkeit! Den Wieland meinetwegen — —"

„Verzeihen der Herr Graf die Unterbrechung," fiel Pfarrer Gaßner ein, „aber schätzen Sie den Lavater nicht zu nieder; er ist ein Gottes-Engelein und hat viel von einem feinen Männlein der Gesellschaft Jesu in seiner Composition. Doch was wollten Sie von Wieland sagen? Ich gestehe, diesen Namen kenne ich nicht."

„Den Wieland allein, meinte ich, könnte man sich zur Lectüre gefallen lassen, weil er französisches Blut in sich hat. Aber wie, Pater Joseph, Ihr kennt den Namen dieses Mannes nicht, welcher doch Euer bedeutendster Concurrent ist?"

„Wie so, Herr Graf?"

„Er zaubert als Schriftsteller," erwiederte der Graf mit Lachen, „den Weibern nachdrücklicher den Teufel in den Leib, denn Ihr als Wunderthäter."

„Sie wissen, Herr Graf," gab Gaßner zurück, „in diesem Capitel verstehe ich keinen Spaß. Derjenige ist suspectus de religione, welcher die maleficia und infestationes diabolicas leugnet."

„Laßt's gut sein, Sepper," fiel der Graf spöttisch ein. „Der Glaube an den Satan und seine Gewalt

über die Seelen und Leiber der Menschen", gab Gaßner mit polterndem Eifer zurück, „das ist das Grunddogma. Deutet nicht schon David auf die höllischen Geister, wenn er im 55sten Psalmen sagt: multi bellantes adversus me? Schreibt nicht Paulus im Briefe an die Korinther, daß ihn der Satan mit Fäusten schlage? Und stehen den Aussprüchen der Bibel nicht die Aussprüche der heiligen Väter, die Aussprüche der Kirche, die Aussprüche des Römischen Stuhls zur Seite?"

„Und durch die Hexenprozesse selbst die Aussprüche der heiligen Justiz," ergänzte der Graf, „nur Schade, daß es in Portugal von dem Augenblicke an keine vom Teufel Besessenen mehr gab, nachdem der Befehl ergangen war, daß jeder Besessene in's Zuchthaus gesperrt werden soll."

„Da führen Sie mich eben auf das rechte Thema," fiel Gaßner heftig ein, „auf den Marquis Pombal, diesen Erzschuft. Wenn dieser Teufel nicht von einer Legion Teufeln besessen ist: wer dann, Herr Graf? Sie wollen nicht glauben, daß die Teufel in die Menschen fahren; ich sage, wahrlich, es werden die Zeiten kommen, wo die Teufel in die Tische fahren."

Der Pfaffe packte bei diesen Worten den kleinen, runden Tisch und schüttelte ihn so gewaltig, daß er eine zitternde Bewegung annahm und die darauf lie-

genden Flugschriften ordentlich zu tanzen schienen. Der Graf lachte, stand von der Ottomane auf, um zu klingeln, und der Bediente brachte Licht.

„Ihr treibet mir's zu bunt in der Dämmerung," sagte der Graf, die Wachslichter zurechtstellend, nachdem der Bediente sich entfernt hatte, „und scheinet zu glauben, Ihr habet hier eines Eurer Beichtkinder aus Klösterl bei Guttenzell im Bisthum Chur vor Euch. Uebrigens ist der Eifer nicht zu verdenken, welcher Euch bei der Erinnerung an den portugiesischen Minister übermannt."

„Dieser Erzfeind Gottes und der Menschen," rief Pfarrer Gaßner aus, „all' die heiligen Väter der Gesellschaft Jesu in Einer Nacht aufheben zu lassen, aus den Ordenshäusern zu reißen, in Kerker und unterirdische Löcher zu werfen, oder wie Häringe auf Schiffe zu verpacken, für Verräther, Rebellen, Feinde des Reiches zu erklären, alle ihre Einkünfte, Renten, Waaren, jede Habe in Beschlag zu nehmen, ihre Güter mit den königlichen Domänen zu vereinigen, — nein, bei Gott, solche Greuelthaten ließen sich gar nicht denken, wenn sie nicht in Wirklichkeit geschehen wären!"

„Und statt der Klöster Handelsschulen anzulegen," ergänzte der Graf mit feinem Lächeln, „es ist wahr — eine Zeit schwerer Prüfung für den Jesuiter-Orden."

„Und Spanien, o Gott," fuhr Pfarrer Gaßner fort, „das hochgelobte Spanien, dessen ganze Geschichte ein fortwährender Kreuzzug wider die Ungläubigen unter dem von unserer heiligen Kirche geweihten Feldzeichen des Kreuzes ist, auch hier, durch ganz Spanien, alle Jesuiten in Einer Nacht verhaftet, ihre Güter mit Beschlag belegt und die ehrwürdigsten Männer auf Sklavenschiffen in den Kirchenstaat geschafft! Man möchte Blut weinen über diese höllischen Anschläge der Finsterniß. Dieser spanische Minister, der Graf von Aranda, muß er nicht einen Pombal und noch andere zehntausend Teufel im Leibe haben?"

„In Neapel steht's nicht besser," fiel Graf Emil ausweichend ein, „und selbst in Frankreich hat das Parlament das Fortbestehen des Ordens für unverträglich mit dem Wohle des französischen Reichs erklärt."

„Das Teufelsnest," entgegnete Gaßner, „Parlamente, Minister und Henker im Höllenbunde mit den Philosophen und der Pompadour! Wer sollte nicht glauben, daß der jüngste Tag im Anbruch stehe? Die heiligen Bücher eines Bellarmin, Molina und Busenbaum, ja nicht genug des Frevels, selbst den Hirtenbrief des Erzbischofes von Paris als mörderisch und aufrührerisch an der Haupttreppe des Gerichtspalastes durch Henkershand verbrennen zu lassen!"

„An derselben Treppe," fügte Graf v. Schmettau bei, „wo Rousseau's Emil verbrannt wurde."

„Und das von Rechtswegen", fiel der Pfaffe polternd ein, „doch ist noch nicht aller Tage Abend. In Deutschland ist noch manche gute Weide, und schlagen auch die katholischen Fürsten aus der Art, so hat Gott dafür dem Orden bereits Freunde unter den Ketzern selbst erweckt: Katharina in Rußland und Friedrich in Preußen schützen uns. Freilich ein übler Wechsel: aber kann man nicht mit Jungfern tanzen, so nimmt man zunächst mit anderen fürlieb. Auch Oesterreich ist noch nicht verloren; Maria Theresia ist eine warme Freundin des Ordens und hält ihren Sohn, den Kaiser Joseph, noch gehörig unter dem Daumen."

„Wohl — aber wißt Ihr, daß Kaiser Joseph während des Conclave sich in Rom befand, um auf die Papstwahl einzuwirken und mit den Cardinälen zu Gunsten eines Mannes zu verhandeln, welcher den Bourbon'schen Höfen nicht abgeneigt wäre, und wißt Ihr, was die neuesten Zeitungen berichten?"

„Lorenzo Ganganelli ist Papst", erwiederte Gaßner, das Zeitungsblatt ablehnend, welches ihm der Graf zur Hand geben wollte, „aber auch unter einem Ganganelli wird die Kirche die Schlüssel des Lebens und Todes nicht aus den Händen lassen. Haben Sie

das Manuscript gelesen, Herr Graf, welches ich Ihnen diesen Morgen zu übergeben die Ehre hatte?"

„Ich habe es gelesen," erwiederte Graf Emil „und verstehe jetzt erst seinen Inhalt recht. Darf man fragen, woher es kommt?"

„Es ist mir von höherer Hand zugestellt worden," gab Gaßner ausweichend zurück, „ich bin nur ein geringer Diener und das willige Werkzeug eines Theils der Ausführung."

„Es ist keine üble Politik, sich bei Zeiten auf alle Fälle vorzusehen und durch Einwirkung auf das Volk zu ersetzen, was man in den obern Regionen verloren hat."

„Wenn ich recht verstanden habe," fuhr Gaßner mit einem forschenden Blicke auf den Grafen fort, „so sind es hauptsächlich drei Dinge, welche in dem Manuscripte angerathen werden."

„Allerdings, vornehmlich drei Dinge," erwiederte der Graf, „erstens die Wunder=Boutique aufzuthun, um einen breiten Anhang in den untern Schichten des Volkes zu gewinnen."

„Ich bitte, Herr Graf, lassen wir jetzt den Scherz. Von unten übt sich leicht ein gelinder Zwang nach oben aus. Die erste Rolle ist, wie es scheint, mir hauptsächlich zugetheilt."

„Zweitens," fuhr Graf Emil fort, „soll durch Anwendung aller geeigneten Mittel dahin gewirkt werden, einige Protestanten, und zwar Persönlichkeiten theils von hervorragender Stellung in der Gesellschaft, theils von ausgezeichnetem Geist, zur Rückkehr in die alleinseligmachende Kirche zu bestimmen. Einen Schriftsteller von Geist zu convertiren, welcher seine Feder der Vertheidigung des katholischen Glaubens widmen würde, wird als besonders verdienstlich empfohlen; denn die Schriftsteller dürften bald die Rolle der Propaganda übernehmen, welche seither den Mönchen zugetheilt war."

„Der Züricher Prophet," fiel Gaßner ein, „hängt bereits zur Hälfte, ohne daß er es selber weiß, an dem Haken unseres Manuscripts. Doch ist es besser, er fährt als Reformirter fort, seinen Schwindelhaber in unsere Mühle zu tragen. Man muß sich nach einem keckeren Manne umsehen."

„Drittens soll," referirte Graf Emil weiter, „durch irgend eine auffallende Leistung, etwa durch die Aufdeckung eines folgenreichen Staatsgeheimnisses oder durch die Erlangung eines für das Haus Habsburg wichtigen Documentes oder durch sonst was immer, dem österreich'schen Hofe ein Beweis von der trotz aller Ungunst der Zeiten ungeschwächten Allgewalt der Gesellschaft Jesu gegeben werden."

„Das wird das schwerste von den drei Stücken sein," meinte Gaßner etwas nachdenklich, „aber wenn ich mich recht erinnere, so ist am Schluß des Manuscriptes noch ein Punkt berührt."

„Ja, es wird noch von der Einwirkung auf die schwankenden kleinen deutschen Höfe durch angemessene Persönlichkeiten gesprochen."

„Und ich kann mündlich hinzufügen," fiel Gaßner ein, „daß dem Herrn Grafen Emil von Schmettau die Sendung an den Pfälzer Hof und der Auftrag zugedacht ist, seine früheren freundlichen Beziehungen zu dem Kurfürsten Karl Theodor wieder aufzunehmen."

„Ach, lasset mich aus dem Spiele," erwiederte Graf Emil etwas verstimmt, „Ihr wisset wohl, mein Herz ist nicht bei solchen Dingen."

„Wird sich der Herr Graf," gab Gaßner mit Betonung zurück, „der Aenderung der Zeiten anbequemen und jetzt, da von allen Seiten die Feinde Gottes und des Ordens wachsen, aufhören, der Gesellschaft Jesu zu dienen?"

„Sparet Eure Schrauben, Pater Joseph," entgegnete der Graf, „Ihr wisset wohl, daß ich weder an Eure Teufel, noch an Eure Götter glaube und eher Erziehung, guter Ton und Freude an Zerstreuung mich dem Orden attachirten, als Neigung selbstthätig einzugreifen und ein kämpfendes Rüstzeug der Kirche

abzugeben. Die lutherischen Stockfische sind mir nicht weniger zuwider als Euch; aber das bedeutet noch nicht, daß ich zu einem Streiter für den katholischen Glauben berufen sei."

„Juliane," warf hierauf Pater Joseph hin, „wird seiner Zeit ebenfalls am Pfälzer Hof erscheinen. Sie liebt Graf Emil und es wird ihrer Liebe schmerzlich sein, wenn ich ihr die Botschaft bringe, daß sich derselbe weigert, sie in Schwetzingen oder Mannheim zu begrüßen."

„Juliane?" rief Graf Emil aus.

„Juliane," gab der Pater mit gleichgültigem Ton zurück.

„Es ist wahr," fiel Graf von Schmettau ein, „der Kurfürst Karl Theodor hat ungemein viel Sinn für Kunst und Kunstgenuß; sein Hof ist ein Sammelplatz von Gelehrten, Malern, Bildhauern, Sängern und Sängerinnen; seine Gemälde-Gallerie hat einen europäischen Ruf; seine Kapelle ist als ausgezeichnet anerkannt; die Akademie und das Theater in Mannheim sind Gegenstände der Bewunderung aller gebildeten Männer geworden, und der Schloßgarten in Schwetzingen soll in seiner neuesten Anlage Alles an Pracht übertreffen, was man in Deutschland bis jetzt gesehen hat."

„Ja," entgegnete Gaßner „ich habe mir ebenfalls davon erzählen lassen, „da sind interessante Irrgänge aller Art, chinesische Wildnisse, englische Einsiedeleien, französische Rosenlauben, welsche Orangerien, duftende Wälder, dichte Gebüsche, plätschernde Springbrunnen, grüne Seen, herrliche Bildsäulen aus Marmor, Stein und Bronze, versteckte Tempel, kühle Grotten und Gott weiß, was sonst noch."

„Nun, wir können ja noch von der Sache reden. Aber Ihr werdet Geld brauchen, Pater Sepper, wenn Ihr als Wunderthäter eine Reise zu thun vorhabt."

„Geduld und Geld kann man immer brauchen, Herr Graf."

Graf Emil von Schmettau öffnete den im Zimmer stehenden Sekretär und legte eine erkleckliche Zahl Dukaten auf den Tisch. Pfarrer Gaßner, die Summe flüchtig überzählend, nahm das Manuscript zur Hand, zündete es an einer der Wachskerzen an und das verhängnißvolle Papier fiel als Asche auf das Gold.

„Der Zeiger der Uhr, welche andeuten soll, daß die Stunde des großen Ordens gekommen sei, ist noch nicht gefeilt und der Gruß der Ordensbrüder pax vobiscum wird noch lange Zeiten seine Zauberkraft behalten," sagte der Pfaffe, steckte das Gold zu sich und verließ unter Bücklingen das Zimmer.

Viertes Kapitel.

Der Präceptor-Poet zu Geißlingen, welcher sich in seinem Schulkittel so eng und unglücklich fühlte, und mit seiner nervösen Reizbarkeit keine geringe Plage für Weib und Kinder war, ließ sich von seinem Gram und Kummer, so ernstlich auch die Melancholie in einzelnen Augenblicken an seinem Herzen fressen mochte, doch niemals allzulang dahinnehmen. Wenn es auch sein bitterer Ernst mit der Versicherung war, daß er dazu bestimmt sei, den Kelch des Elends und der Niedrigkeit bis auf die Hefen auszuleeren und nicht einmal einen Freund zu haben, dem er seinen Jammer klagen könne, so wußte er sich doch bald von dem vermeintlichen Kelch des Elends bei dem sehr reellen Kelch des Weines zu erholen und lustige Zechgenossen aufzufinden, welche sein Publikum vorstellten und seine

ausgezeichneten Naturgaben ohne den Neid literarischer Kritiker so recht von Herzen bewunderten, oder wenn er in bösen Stunden von der schneidenden Empfindung noch so schmerzlich betroffen ward, daß er nicht am rechten Orte stehe, mit den Insekten im Kothe sich nähren müsse, während sein Geist zum Adlerflug geboren sei, und mit der stumpfen Geduld eines Sclaven seine harmvollen Tage vor sich herstoße, bis er einen Ausweg aus den Labyrinthen seines Schicksals finde, so fand er einen solchen Ausweg doch häufig genug bei dem nächsten besten Wirthshausschilde und wußte allda trotz der Adlernatur mit dem Kothe der Insekten sich gar wohl zurechtzufinden. Wie in der inneren Werkstätte dieses Menschen, über welchen der Himmel ein seltenes Maaß von Talenten ausgeschüttet hatte, Edles und Gemeines in dem sonderlichsten Mischmasch durcheinanderwogte, so wählte er sich auch für seinen mündlichen oder schriftlichen Umgang die dissolutesten Subjecte nicht weniger als die ausgezeichnetsten Männer aus und beide mußten sich bei ihm befriedigt finden.

Die Reichsstadt Ulm hatte zum Obervogt des in ihr Gebiet gehörigen Städtchens Geißlingen den Herrn von Baldinger bestellt, den Sprossen eines altulmischen Patriziergeschlechtes, der zwar in vollem Maaße die Vorurtheile seines Standes hegte, aber ein gebildeter Mann war und seinen natürlichen Geschmack durch

Reisen nach Italien und Frankreich ausgebildet hatte. Dieser Mann erkannte den Genius wohl, welcher in dem Präceptor des seinem Herrscherstab untergebenen Städtchens waltete, und öffnete demselben bereitwillig seine Bibliothek und Kupferstichsammlung. Auch ließ sich der Patrizier angelegen sein, den geistreichen Schulmann, welchem die reichsten Talente der Unterhaltung zu Gebote standen, in seinen Privatumgang zu ziehen: allein Schubart, dessen unbezähmbare Natur überall das ganze Rüstzeug der conventionellen Regeln von sich abzuschütteln suchte, wich aus wo und wie er konnte, weil ihn auch hier der Zwang belästigte, der vom Umgang mit höherstehenden Personen unzertrennlich ist, und folgte trotz der augenscheinlichen Gefahr, dadurch seine Stellung zu erschweren, jener Neigung, welche so viele Männer von Geist zu ihrem nicht geringen, äußerlichen Schaden jederzeit ausgezeichnet hat, den Umgang von Gleichen oder Höhern zu vermeiden und sich zu Niedrigeren zu gesellen. Wenn er nur Kopf und Talent fand, sah er überall über Stand und Sitten weg.

Zu Geißlingen lebte damals ein junger Maler mit Namen Schneider, der etwas Geniales an sich hatte, aber ein liederlicher Patron war. Dieses verdorbene Künstlergenie, welches Jahr aus Jahr ein nur zwei Gänge hatte, von der Staffelei in die Kneipe und von der Kneipe an die Staffelei, übte auf Schubart

eine ungleich größere Anziehungskraft aus, als Herr v. Baldinger, der Obervogt.

Der in einer Jesuitenschule erzogene junge Mann war insofern wie nach Geißlingen geschneit, als Niemand aus seinem Herkommen recht klug werden konnte. Nur das, daß er da war, eine nicht gewöhnliche Bildung besaß, mehrere Sprachen verstand, über Dichtung und Tonkunst mit Verstand und Gewandtheit urtheilte, als Maler bei unfleißiger und regelloser Zeichnung ein glühendes Colorit hatte, und das stille Städtchen von Zeit zu Zeit mit der Keckheit seiner liederlichen Streiche erfüllte, war eine unzweifelhafte Thatsache. Schneider war ein Mensch von pechschwarzem Haar, kohlschwarzen Augen mit sonderlichem Glanz, glatt, schmächtig und beweglich wie ein Aal, ein schwarzgelber Teufel, eine Figur von ausdrucksvoller Raçe, etwa so, wie man häufig unter Juden oder Italienern findet.

Dieser Mensch hatte zu jener Zeit die zwölf Apostel in eine benachbarte Kirche zu malen, und Schubart verkehrte mit ihm aus diesem Grunde noch häufiger als sonst. Denn ganz seiner Doppelnatur getreu hegte der Geißlinger Präceptor neben der Bewunderung Wieland's und der feinen Lüsternheiten Wieland'scher Poesie eine schwärmerische Verehrung für Klopstock und die ätherisch-gestaltlosen Seraph-

Nebel Klopstock'scher Ueberschwenglichkeit, und hatte darum den Maler Schneider vermocht, in der Auffassung der Apostel dem dritten Gesang der Messiade zu folgen.

Schneider, der all' seinen Verdienst durch die Gurgel jagte, ein Schicksal, welchem auch die zu malenden Klopstock'schen „Zwölfe, die heiligen Freunde des Mittlers", unzweifelhaft entgegengingen, wohnte in einem elenden Dachstübchen, in welchem es ganz würdig eines Genies der damaligen Zeit und kunterbunt genug aussah. Die Staffelei diente zugleich als Hut- und Kleiderständer; in die Messiade war der Farbenpinsel als Zeichen der zuletzt gelesenen Stelle eingelegt, und der Farbentopf, um den Staub davon abzuwehren, mit dem Sonntagsrocke zugedeckt.

Ein paar Tage nach der häuslichen Scene, deren Zeuge der geneigte Leser gewesen ist, war ein Feiertag, und Schubart also der Wolke des Schulstaubs ledig, aus welcher ihm, wie er sich im Mißmuth ausdrückte, der Hunger hündisch die Zähne wies. Nachmittags Schlag zwei Uhr, nachdem der Nachmittags-Gottesdienst vorüber ist, tritt der Herr Präceptor, welcher sich von der sauren Mühe seines Amts erholen will, mit dem Pudel, der sein steter Begleiter ist, bei dem Maler Schneider ein.

„Herr Jesus Maria," ruft der Maler dem Ein-

tretenden entgegen, „bringt er wieder seinen Pudel mit! Dein Kopf, Schubart, hat hier kaum Platz, und nun auch noch das zottelige Thier."

„Sei ruhig, Schneider," entgegnete Schubart, indem er dem Hunde ein Zeichen näher zu kommen durch Umwenden des Kopfes gab, dessen Peripherie allerdings so groß war, daß der Hutmacher keine seiner gewöhnlichen Formen für ihn brauchen konnte, „wo du bist, hat auch der Pudelhund Platz. Indeß laß die Bestie hier unter der Staffelei ihren Kunstgenüssen nachgehen und sag' mir, wie weit du mit den zwölf Aposteln bist?"

„Da kommst du mir eben recht," haspelte der Maler Schneider heraus, „ich war einmal der Esel, mich von einem solchen Laien in Kunstsachen, wie du bist, zu einem dummen Streiche überreden zu lassen; aber es soll mir nicht zum zweitenmal begegnen. In diesem Klopstock ist doch nichts, gar nichts, was sich vernünftig greifen ließe; da tanzt Alles gestaltlos durcheinander, wie die Dunstfiguren aus einem von der Sonne beschienenen Nebelmeer, und wenn man sich durch dieses fromm-poetische Einerlei fortquält, wird Einem ordentlich zu Muth wie einem Betrunkenen, vor dessen Augen sich die verkehrte Welt in unterschiedslos tollem Kreise dreht. Es gehörte doch die ganze ascetische Abgeschmacktheit eines Lutheraners dazu,

um solches Zeug in die Welt zu schicken, und damit die wirren Menschenköpfe noch weiter zu verwirren."

„Schweig, du pechschwarzes Ungeheuer," donnerte Schubart, welchem durch einen solchen Angriff auf seinen Lieblingsdichter in die Seele gegriffen war, mit seiner edel umfangreichen und metallvollen Stimme in einem Ton des Zorns heraus, daß der Pudel knurrend unter der Staffelei hervorkroch und gegen den schmächtigen Maler die Zähne fletschte, „Kerl, du kennst und liebst das Vaterland nicht, darum bist du ein Freund der Jesuiten; du verstehst das Christenthum nicht, darum kannst du Luther nicht begreifen; und hast keine Ahnung von dem klassischen Alterthum, darum magst du selbst den Winckelmann nicht leiden. Wie solltest du da in einen Dichter eindringen können, dessen Gesänge dahertönen wie rollende Sterne, und auf dessen Lyra die drei Saiten des Deutsch-Vaterländischen, des Christlich-Universellen und des Antik-Klassischen aufgespannt sind, drei wundervolle Saiten, aus denen er, ein christlich-germanischer Apoll, den dichterischen Wohllaut jetzt im großartigen Donner, der im Wetter einherbraust, jetzt still und schmelzend wie aus arkadischen Flöten lockt."

„Hoho," erwiederte der Maler spöttisch, „das giebt freilich einen sonderlichen Brei, wie gemacht, um sentimentale Mäuler zu verkleistern, wenn man in uner=

sättlicher Eitelkeit die Dichtung des Nordens, des Orients und des klassischen Alterthums umspannen will. Da halte ich es lieber mit Wieland, dem göttlichen Gegenfüßler deines Klopstock. Hier ist doch Gestalt, Leben, Etwas, an was man sich halten kann."

„Ich mißachte Wieland und die reizvolle Leichtigkeit seiner Poesie, die wie fließendes Silber daherklingelt, in keiner Weise; aber die Musen scheinen mir nie schöner zu sein, denn als Dienerinnen der Religion und der Tugend. Wähle: hier ist Anakreon, hier ist David. Oder nein — daß ich nicht Unrecht thue; nicht allein David ist hier, sondern David und die Propheten im Bunde mit den Barden, und die Barden wieder im Bunde mit Pindar und Horaz. Fühlst du nicht, daß hierin etwas unendlich Großartiges liegt?"

„Ich fühle," erwiederte der Maler lächelnd, indem er sein glänzendes Paar Augen auf die imponirende Gestalt Schubart's und den braunen, schwarz ausgemachten Rock heftete, in welchem diese Gestalt steckte, „ich fühle, daß du, wie Klopstock, der Sohn eines evangelischen Predigers bist und, wie er, protestantische Theologie studirt hast. Du wirst noch manches Jahr brauchen, bis du dieses Schundes ledig wirst. Glaube mir nur, es ist mir bange um deinen Lebensweg, daß du gerade diesen Messias zu deinem Lieblingsbuch gemacht hast, eine unerklärliche und verzwickte Dichtung,

welche für eine nach Bildung hungernde und durstende Seele dasselbe ist, was Thau und Manna als Speise für einen gesunden Leib. Ich meine, wer den Geist eines so krankhaften Dichters zum Begleiter durch das Leben nimmt, muß am Ende entweder in's Tollhaus oder in's Gefängniß kommen."

„Und wohin meinst du," gab Schubart mit erzwungenem Lächeln zurück, „wohin meinst du, daß am Ende derjenige gelangen werde, welcher den Geist eines so schlüpfrigen Dichters, wie Wieland ist, zum ausschließlichen Begleiter seines Lebens macht?"

„Der wird, wie ich," fuhr der Maler mit voller Lache heraus, in welcher übrigens ein bitterer Ernst verborgen lag, „entweder auf einem Misthaufen oder in einem Lazareth absterben. Aber immerhin noch besser, als auf dem faulen Stroh der Consequenzen des Klopstock'schen Geistes zu verschmachten."

Der Pudel, welcher unter der Staffelei hervorsehend mit klugem Gesicht, in ruhiger Lage und mit würdig vorgestreckten Tatzen dem Gespräche aufmerksam zugehört, und namentlich an dem Munde seines Herrn mit einem gewissen Wohlgefallen gehangen zu haben schien, heftete seine Rollaugen, wie voll ahnungsvoller Betrachtung, wechselsweise auf die beiden Männer, welche in einen Moment nachdenklichen Stillschweigens versunken waren.

„Scherz bei Seite,“ fing der Maler wieder an, „wenn ich für die bildliche Darstellung der zwölf Apostel keine anderen Ideen vorfinden könnte, als diejenigen, auf welche du mich in dem dritten Gesang der Messiade hingewiesen hast, so müßte ich Grau in Grau, in's ewige Einerlei malen und den Unterschied der Farben durch denselben Pinsel verwischen, welchen ich eben zur Farbengebung angesetzt. Denn wenn man nach langem Abmühen in dem Gedichte hofft, es werde nun doch irgend eine Handlung, irgend eine menschliche Schilderung vor sich gehen, so fährt alsbald wieder irgend so ein unausstehlicher Engel oder Seraph dazwischen und bläst wie der Wind ein paar verstörte Flaumfedern das Begonnene wieder auseinander.“

„Das ist doch gar zu arg, du schwarzer Pechvogel,“ entgegnete Schubart, von neuem sich ereifernd, „wie erhaben ist Petrus gezeichnet, der mit feurigem Auge um sich blickt und mit Ungeduld den Meister in den Nächten des Waldes sucht, im Gesichte Muth und entschlossene Kühnheit; wie trefflich ist Judas Ischarioth geschildert, dem das schwarze, lockige Haupthaar über die breiten Schultern fällt, das ernste Gesicht voll männlicher Schöne, das Haupt zur Vollendung des männlichen Ansehns über die Häupter aller Jünger ragend, aber Unruhe in diesem Zuge des Gesichtes und in jenem nicht Edles genug; und wie lieblich ist end=

lich unmittelbar neben den Verräther Johannes gestellt, der liebenswürdigste Jünger, dem Jesus wie keinem anderen das Herz eröffnet, der Mann der unschuldigen, himmlischen Seele, wie noch keine in heiligen Stunden vom großen Schöpfer gebildet ward!"

„O das brauchst du mir nicht zu sagen," gab der Maler lebhaft zurück, „ich suchte so geizig nach jedem Titelchen, das plastisch schien, wie der Handwerksbursche nach den Brodschnitten in der Wassersuppe seiner Meisterin. Aber für die ausdrucksvolle Gruppe, die du angiebst, — Petrus, Ischarioth und Johannes, — sind auch nur diese paar mageren Pinselstriche zu finden, die du wie ein kaum sichtbares Fischlein aus dem unendlichen Meer an der Angel hervorgezogen hast, und die alsbald wieder in dem allgemeinen Grau der Seraphim verschwimmen. Für einen wahren Dichter gäbe es eine wunderbar schöne Abstufung von dem Johannes, in dem kein Arg ist, zu dem eifernden Petrus, der bald verleugnet, und von diesem zu dem Verräther. Aber da ist überall eine wahre Flucht des Gedichtes vor menschlicher Handlung und Gestaltung. Dieß Zeug ist mir unausstehlich."

„Du denkst, Kerl, wie dein Pinsel und mit dem Pinsel," entgegnete der Präceptor.

„Das ist's ja eben," erwiederte der Maler lachend, „weil Milton plastischer ist, also mehr Verhalt zur

Malerei hat, als Klopstock, deswegen steht er so unendlich über ihm. Wo ein dichterisches Talent mehr mit dem Musikalischen, als mit dem Plastischen verwandt, also mehr weiblich als männlich ist, da kommt in seinem Leben nichts Ordentliches heraus. Verzeih mir, wenn ich's sage, auch du bist mehr musikalisch als plastisch und darum wird trotz deiner Talente nichts Rechtes aus dir werden."

„Das wollen wir sehen," erwiederte Schubart.

„Der Pudelhund langweilt sich und leidet Durst," sagte der Maler, auf den Pudel deutend, der mit der Zunge den Boden leckte.

„Sein Herr und der Maler Schneider nicht minder," gab Schubart zurück, „komm — fort in Gottes Natur!"

„O ich sage dir," fiel Schneider ein, „in dem Dorf, für dessen Kirche ich die Zwölfe male, habe ich einen Mordkerl kennen gelernt. Es ist ein Schieferdecker, der die Bedachung des Kirchthurms ausbessert. Ich habe schon manches Menschen-Original gesehen; aber so noch keines. Der Kerl hat einen Kopf wie ein Bombenkessel, eine Nase just wie eine Blutwurst, ein paar Lippen wie zwei Leberwürste, ist grob wie ein Sack, aufbegehrerisch wie ein Nachtwächter und kann trinken, o Jesus Maria, trotz einem Reichsbaron."

„Den muß ich kennen lernen,“ entgegnete Schubart, „das ist gerade recht für diesen Nachmittag.“

Auf das Zeichen zum Aufbruch langte der Maler in die Tasche, zog seinen Beutel hervor und hob denselben, indem er dem Fenster zuging, an das Licht. Da hing der lange Darm ätherisch-schmächtig zwischen des Malers Fingern und war in seiner Leere auch nicht ein Rappen zu entdecken. Schubart lachte und der Maler änderte darauf seine Situation. Indem er einen Hut ergriff, stellte er sich in die Position eines Opernsängers, hielt mit der einen Hand den leeren Beutel empor, während er mit der andern den Hut gegen Schubart ausstreckte, und sang pathetisch folgende Strophe:

Mein Durst ist heute grenzenlos,
Jedoch in meines Beutels Schooß
Läßt sich kein Geld mehr blicken.
Wenn Er in der betrübten Zeit,
Herr Bruder, mir zwölf Batzen leiht,
So kann ich mich erquicken.

Schubart, an welchem solche Scherze nie vergebens waren, ahmte alsbald die Position des Malers nach und warf mit gravitätisch ausgestrecktem Arme das Verlangte in den Hut, indem er in seiner bei solchen Gelegenheiten überderben Weise die Gabe aus dem Stegreif mit folgenden in seinem prachtvollen Baß gesungenen Worten begleitete:

Nimm hin das Geld, du Bacchusknab,
Trink fort bis an dein nahes Grab,
Und sagt einst Satan: „Du bist mein,"
So säufst du siedend Pech statt Wein;
Denn g'soffen muß beim Schneider sein.

Der Pudelhund, durch den Gesang aus der Lethargie aufgerüttelt, welche die zwischen den Streitenden in der Luft hin und wieder schwirrenden Seraphim ausgestreut hatten, unterließ ebenfalls nicht, sein Lied dazwischen zu heulen, und so setzten sich denn die beiden Männer, von dem unter fröhlichem Gebell aufspringenden Thier gefolgt', zu dem beschlossenen Spaziergang in Bewegung.

Fünftes Kapitel.

In den Nachmittagsstunden eines Feiertags ließen auch die ehrsamen Bürger der Stadt Geißlingen, so sauer immer der Verdienst durch die Drechsler-Arbeiten eingebracht sein mochte, bei einem Glase Wein sich's wohl behagen. Namentlich das benachbarte Dorf, dessen Magistrat, um dem Stolze der wohlhabenden Bauerschaft zu genügen, für die Kirche das Gemälde der zwölf Apostel anfertigen und das Kirchthurmdach mit neuen Schiefern ausstatten ließ, war ein beliebter Vergnügungsort und die Wirthe hielten da, theils um den Ruf des wohlhabenden Orts zu wahren, theils um sich die Kundschaft der Städter zu erhalten, mit besonderem Fleiß auf gute Weine. Und so war denn der Vorschlag nicht so übel, welchen der in solchen Dingen wohl kundige Maler Schneider unserem Freunde Schubart gemacht hatte.

Es ist ein altes Ding, daß in einer Herberge, welche Kleinstädter mit ihrem Besuch beehren, neben der gemeinen Wirthsstube das Herren-Kabinet nicht fehlen darf. Diese unumgängliche Einrichtung mangelte auch in dem Gasthaus zum Hirschen nicht, wohin wir den Leser uns zu begleiten bitten.

Wie es sich auf einen Feiertag geziemt, welcher fremde Gäste in das Dorf herbeilockt, treffen wir das Gasthaus von unten bis oben wohl gescheuert; die zum Eingang in das Haus hinanführenden Steintreppen, welche an den gewöhnlichen Wochentagen gegen den vom Acker herbeigeschleppten Koth der Bauernschuhe nicht zu schützen sind, finden wir säuberlich gereinigt; das eiserne Geländer, welches die Steintreppe einfaßt, kann der vom Spaziergang Ermüdete, indem er die Stufen hinansteigt, appetitlich zur Hand nehmen; das Holzgetäfel der Wirthsstube ist gewaschen und aus den Ecken das Spinngewebe ausgewischt; selbst die braunbestrichenen Tische zeigen etwas Sonntägliches und die in guter Ordnung aufgestellten Stühle scheinen sich einer ernsten Ruhe zu befleißen; das Nebenkabinet vollends, dessen Wände von kecken Jagdstücken mit bunt aufgetragenen Farben prangen, präsentirt sich in voller Festlichkeit; das Gesimse sorgfältig abgestaubt; die Nägel, an welchen die Hüte der Gäste aufzuhängen sind, nicht weniger als die messingenen Thürschnallen blank geputzt

und die Fensterscheiben so rein gehalten, daß der Gast bequem von seinem Sitze aus die auf der Gasse draußen Daherkommenden erkennen kann.

Wer an dem Feiertag, von welchem wir erzählen, Nachmittags die Steintreppe an dem Gasthaus zum Hirschen heraufstieg, dem mußte schon von außen durch die Fenster des mit der Wirthsstube zur ebenen Erde liegenden Herren=Kabinets der gewaltige Kopf eines Mannes in die Augen fallen, der allein an einem Tische saß, ein wahrer Domherrenkopf, der auf einer Körperlast von einer nicht geringen Anzahl von Centnern zu ruhen schien.

Dieser Mann, der Schieferdecker, welcher zur nicht geringen Befriedigung der Dorfmagnaten den Kirchthurm neu ausstaffirte, war gleich nach seinem Eintreffen im Orte schon um seiner äußeren Gestalt willen eine so interessante Figur geworden, daß selbst der Pfarrer und Schulmeister von den Bauern darüber vergessen ward.

Wenn wir den einsam sitzenden Gast, welcher hier sein Mittagsmahl eingenommen hatte und mit nicht geringer Beharrlichkeit noch bei der Flasche verweilte, uns etwas näher betrachten, so können wir vor Allem nicht verbergen, daß seine Corpulenz eine wahre Fett= und Speck=Ironie auf sein Alter zu sein scheint. Denn dieser Schieferdecker steht erst in dem Alter von etwa fünfunddreißig Jahren und trägt einen Bauch

daher trotz einem durch ein halb Jahrhundert aufgenährten Abte von St. Gallen. Unschlüssig, ob wir unsere Beschreibung dieser auffälligen Körperformen von unten oder oben anheben sollen, ziehen wir, im Gegensatz gegen das Herkommen gewöhnlicher Personalbeschreibungen, die letztere Art des Verfahrens vor.

Ein Fußgestell von erklecklicher Breite trägt ein Paar wie angeschwollen dreinstarrender Beine, über welchen, wie das Schieferdach über die Thurmmauern oder wie der über die Fluthen ragende Fels, der Bauch in erstaunlicher Rundung beschattend und niederhängend sich erhebt. Darauf wirft sich die Brust, ordentlich wie eine Werkstätte des hallenden Donners anzuschauen, gleich einem Damm empor, über den sich das doppelte Kinn gleich einem abwehrenden Talgklumpen senkt. Darüber öffnet sich der Mund, dessen Lippen, dies= und jenseits erhöhten Mauern gleich, einen Hafen zu bilden scheinen, um an den Schiffen des Weins das Recht des Stapels zu üben. Wie oft haben, wenn man dem Berichte eines Zechgenossen aus jener Zeit Glauben schenken darf, die Flaggen des Neckars, des Mains, des Rheins, der Mosel diesen Hafen begrüßt; wie oft Cypern, Alikante, Malaga, Porto, Tokay, Burgund und Champagne ihm ihren Tribut gezollt und selbst das ferne Gebirg an der Spitze Afrikas ihn mit köstlicher Hoffnung gelabt! Die an

den Mund sich anschließenden Wangen gleichen nach der Versicherung desselben Berichterstatters dem Halbmonde, wenn er, mit Wolken leicht umzogen, vom Gestade des Abendmeers emporsteigt, oder dem Lichte, das Lappland erhellt und in Deutschland Kälte verbreitet. Zwischen den freundlichen, vergnüglichen Augen, die thränenfeucht unter den Wimpern hervorlächeln, blüht eine krummgebogene Adlernase hervor, die von herrlichen Rubinen leuchtet. Dann springt hoch die Stirne auf, mit Perlen wohl besät und beschattet von reichem Hauptthaar.

Dieser Mann, die Freude und der Stolz aller Gastwirthe, pflegte über das, was er trank, so gewissenhafte Rechnung zu führen, daß er nicht allein die Flaschen, deren Inhalt er bereits vertilgt hatte, vom Tische nicht abräumen ließ, um in dem bei einer so enormen Trinkluſt allerdings sehr schwierigen Falle seinem und des Wirthes Gedächtniß nachzuhelfen, sondern auch noch zur Controlle den Pfropf von jeder Bouteille, die er ausgeleert hatte, in die Tasche schob. So saß denn der Schieferdecker, wohl verbarrikadirt hinter einer Brüstung bereits geleerter Weinflaschen, mit einem ungeheuren spanischen Rohre zwischen den Beinen, auf das er in der weingrünen Laune selbstbeschaulich seine Hände stützte und das er niemals von sich legte, in dem ersten Gasthaus des Dorfes, dessen

Kirchthurm er mit neuem Schiefer aufzuputzen übernommen hatte.

Die Beschaulichkeit des Zechers, welcher sich an der Gesellschaft des zwischen seine Beine gestützten spanischen Rohres hinlänglich genügen zu lassen schien, wurde durch den in das Kabinet stürmenden Pudelhund gestört, der die Ankunft des Präceptors von Geißlingen ankündigte. Der Pudel ging mit dem Schweife wedelnd geraden Weges auf den Schieferdecker zu, um den Unbekannten nach Hundeart vertraulich zu beriechen. Bauer — das ist der Name des Schieferdeckers — streichelte den Kopf des Hundes mit der Frage: „woher des Weges, du weiße Bestie?" schaute nach der Thüre und fuhr, als er des Malers Schneider ansichtig ward, welcher mit seinem Begleiter an dem Tische Platz nahm, den Hund von neuem streichelnd, in seinem Selbstgespräche fort: „Dauert mich nur dies arme Vieh!"

„Warum, Herr Bauer, wenn man fragen darf?" fiel der Maler Schneider ein.

„Weil es in Eurer Gesellschaft spazieren muß," entgegnete der Gefragte.

Schubart, dessen Aufmerksamkeit durch diese lakonische Art, ein Gespräch einzuleiten, nicht wenig erregt war, saß dem weindurchnäßten Fleischberg gerade

gegenüber und fing an, diese ungewöhnlichen Körperformen mit seinen funkelnden Augen zu messen.

„Der Teufel hole alle Juden!" hub der Schieferdecker wieder an, indem er brummend wie ein mißvergnügter Bär den Kopf seitwärts wandte.

Der Maler Schneider biß sich auf die Lippen, um das Lachen zurückzuhalten; Schubart aber, nicht gering verwundert, wußte nicht, was es mit diesem Brummbär werden sollte.

„Zum Teufel mit den Juden!" wiederholte der Schieferdecker, indem er sein spanisches Rohr auf den Boden aufstieß.

Der Maler wurde von dem zurückgehaltenen Lachen ganz blauroth, wie ein welscher Hahn; Schubart aber war immer noch nicht klar, wie er mit diesem sonderlichen Kauz daran sei.

„Hirschwirth, noch eine Flasche!" schrie der Schieferdecker, setzte dann sein Kinn auf den Knopf des spanischen Rohres auf und sah dem Präceptor von Geißlingen starr ins Gesicht, indem er zum drittenmal sagte: „Die Pest über alle Juden und das Wetter obendrein!"

Nun erst merkte Schubart, daß ihn der Schieferdecker für einen Juden hielt. In solchen Fällen schnell besonnen, nahm der Präceptor sein Glas, verließ den Platz, welchen er bisher am Tische innegehabt, und

setzte sich auf den leeren Stuhl, welcher unmittelbar neben Bauer stand, indem er den Ueberraschten mit den Worten anredete: „Ich will Euch thatsächlich beweisen, Meister Schieferdecker, daß ich kein Jude bin, dadurch daß ich mich zu einem Schwein geselle.“

„Der Kerl hat Philosophie,“ entgegnete Bauer, welcher durch die ihm widerfahrene Antwort einigen Respect vor seinem Nachbar zu bekommen schien.

Auch ergriff Schubart wirklich alsbald die Offensive. Nachdem der Maler die Auskunft gegeben, daß der Tischgenosse kein Jude, sondern der Herr Präceptor von Geißlingen sei, Bauer aber seinen Argwohn damit gerechtfertigt hatte, daß er bei dem ungewöhnlichen Anblick, wie der immer lumpige Schneider sein Glas Wein aus eigenem Sack bezahlt habe, auf den Gedanken gerathen sei, derselbe habe auf dem Spaziergang mit dem Juden ein Geschäftchen gemacht, setzte nun Schubart seinerseits die Schraube an.

„Ihr wißt nun, Herr Nachbar,“ sagte er, „daß ich der Präceptor von Geißlingen bin, von Euch glaube ich, daß Ihr einer Menagerie entsprungen seid.“

„Seid Ihr des Teufels?“ brüllte der Schieferdecker, „wie so, Präceptor?“

„Als ich auf die Universität nach Jena sollte,“ antwortete Schubart, ohne eine Miene zu verziehen, „aber in Erlangen hängen geblieben war, sah ich allda

einen Elephanten, der ein ganzes Fuder von Bouteillen Weines sich mit dem Rüssel zu Gemüthe führte. Ihr seid bei meiner Seele ganz derselbe Thurm von Fleisch und Speck und ziehet gerade so die Flaschen aus, die zum Beweise der Identität hier sämmtlich niedergesetzt zu sein scheinen."

„Brav gemacht," erwiederte der Schieferdecker, indem ein Gelächter wie das Echo aus Felsengeklüft aus seiner Brust heraufscholl, „heiter zu sein wie der Morgen, das ist meine Moral. Das Leben ist ein Wasser, das nicht wiederkommt, und wenn ich über den Styx muß, setzt sich der Pudel auf mein Grab. Man sieht wohl, daß Ihr ein Schulmeister seid."

„Wie so?" fragte nun Schubart seinerseits.

„Ihr fragt noch, wie so?" erwiederte der Schieferdecker, „weil Ihr so verwünscht gescheidt seid; denn es ist eine alte Sache, jeder Schulmeister weiß sich als ein Mann, gegen welchen Sokrates ein Kalb und Aristoteles ein Esel ist. Ich kann Vieles begreifen, aber wie ein Mensch, der einen gesunden Blutstropfen im Leibe hat, ein Schulmeister werden mag, das kann ich nicht begreifen."

„Ich auch nicht," gab Schubart mit Lachen zurück, „aber das kann ich doch noch weniger begreifen, daß ein solcher Fleischberg, wie Ihr, über dessen Zubereitung der Schöpfer eingeschlafen zu sein scheint —

denn sonst hätte er fünf bis sechs der heutigen Menschen aus der an Euch verschwendeten Masse schnitzeln müssen — ein Schieferdecker werden konnte. Ihr — ein leibhaftes Weinfaß — ein Schieferdecker, der ätherisch an den Kirchthurmspitzen auf- und abschwebt und gleich einem Luftkönig im Flaschenzug zwischen Himmel und Erde hängt!"

„Ein Klopstock'scher Seraph," fügte der Maler Schneider bei, „in den Gürteln des Heidelberger Fasses."

„Die Schulmeister und die Schneider haben's darin doch alle gleich," erwiederte der Schieferdecker, welcher eine besondere Antipathie gegen den Maler zu haben schien, „daß sie meinen, sie wären witziger als alle anderen Leute. Hausknecht! Hausknecht! führ den Schneider in Stall, zieh ihm ein Halfter an, steck ihm Heu auf und halt ihm einen Kübel Wasser vor!"

„Ihr scheint das Wassertrinken für ein Ding zu halten, das Ihr nur Euren Feinden wünschet," fiel Schubart ein, verwundert über die donnernde Stimme des Schieferdeckers.

„Das Wasser macht dumm," erwiederte der letztere, indem er eine Handvoll Pfröpfe aus der Tasche hervorzog und in Gedanken zu überzählen schien, „es ist nur für Fische, Gänse und Dummköpfe. Das ist meine Sentenz."

„Handelt Ihr mit Pfröpfen, Herr?“ fragte Schubart den Schieferdecker, der die Pfröpfe sehr befriedigt wieder zu sich steckte und durch den einer neu geleerten Flasche vermehrte.

„Ihr habt keine Philosophie, Präceptor,“ entgegnete Bauer, welcher eine ordentliche Zuneigung zu seinem Nachbar zu empfinden anfing, „daß Ihr nicht verstehet, was das bedeuten will. Das ist meine Rechnung über consumirten Wein.“

„Auf Eure Gesundheit, Herr Ritter vom Pfropf,“ fiel Schubart ein, indem er mit dem Schieferdecker anstieß.

„Auf Gesundheit und Verstand aller Schulmeister und Schneider!“ gab Bauer zurück, „sie können's wohl brauchen.“

„Es ist doch recht sonderbar,“ fing Bauer nach einer Weile wieder an, „daß es bei allen Berufsarten, welche mit einem Sch anfangen, im Capitolium nicht richtig ist. Von Schulmeistern und Schneidern will ich gar nicht reden, die sind der Kinder Spott: aber die Schuhmacher — sind verhockte Philosophen; die Schreiner — haben den Hobel im Kopf; die Schreiber — daß Gott erbarm — sind geborne Hanswürste und stinken vor Hochmuth wie die Böcke; die Schauspieler — haben alle den Haspel; die Schriftsteller — da hört Alles auf.“

„Es ist nicht wahr, daß da Alles aufhört," fiel Schubart lachend ein, „die Schieferdecker habet Ihr vergessen."

Bauer, welcher hieran wirklich nicht gedacht hatte, half sich aus dieser Niederlage durch neues Wurfgeschoß heraus.

„Aber bei Euch Beiden," sagte er, „ist es gar zum Teufelholen; Schubart — Schneider — da beginnt auch vollends der Name mit dem wahnwitzigen Sch. Doppelt genäht, hält wohl. Namentlich der Schneider — der heißt Schneider und ist ein Schneider."

„Wo ist Eure Philosophie, Herr Schieferdecker?" fiel Schubart ein, „der Schneider ist ein Maler, wie Ihr wißt."

„Ja ein Maler wie ein Schneider," gab Bauer zurück, „und ein Schneider wie ein Maler. Ich habe heute in der Kirche seinen Petrus gesehen."

„Wie kommt ein solches Weinfaß durch das Kirchthor?" fiel der Maler Schneider ein.

„Leichter als ein Häring durch das Himmelsthor," antwortete der Schieferdecker.

„Nein — saget im Ernst — waret Ihr wirklich in der Kirche?" fragte der Maler lachend.

„Habe ich jemals mit einer Schneiderelle Scherz getrieben?" erwiederte der Schieferdecker, „freilich war ich drin. Der Pfaff predigte über die falschen Pro-

pheten, daß der Kalk von den Wänden fuhr, und der Schulmeister sang, daß der neue Schiefer vom Dach des Kirchthurms sprang."

„Ihr geht in die Kirche, Herr, und habt die Propheten studirt," fiel Schubart ein, „Ihr seid eine Bibel, in Schweinsleder gebunden. Wie hat der Petrus von Schneider Euch denn gefallen?"

„Petrus?" gab Bauer zurück, „ich habe keinen Petrus gesehen, sondern einen Geißlinger Drechsler, der wie ein Petrus angemalt ist."

„Wie so?" fragte Schneider, der sich gerne jeden Scherz gefallen ließ, aber bei einem Angriff auf seine Künstlerehre empfindlich wurde.

„Er meint ohne Zweifel, das Colorit sei gut, aber die Zeichnung verfehlt," fiel Schubart berichtigend ein, „sagt man doch selbst von Albrecht Dürer, die steifen Glieder seiner Nürnberger Bürger haben sich in seine Kunstfiguren eingemischt."

„Ich gebe keine Erklärung meiner Worte," entgegnete der Schieferdecker, „ich sage nur: es ist Alles recht schön und lebendig gemalt; aber aus den Farben quillt ein Geißlinger Drechsler hervor, nur daß er einen großen Bart, eine Kutte und Sandalen hat."

„Es mag wohl sein," versetzte der Maler, „daß etwas Wahres daran ist; aber wenn Jemand hieran die Schuld trägt, so ist es der Schubart. Ich sollte

nach dem Klopstock malen; aber da ist nichts als Luftgepump, seraphischer Faltenwurf und bauschiges Zeug. Da ich nun aber in die Draperie doch eine Person haben mußte, kann es schon geschehen sein, daß mir Etwas von einem Geißlinger Drechsler dazwischen kam. So geht's, wenn man in Kunstsachen auf einen Laien horcht. Heute kam der Herr Präceptor und sagte: mußt die Strahlen da besser sammeln, concentriren, zuspitzen; ich that's; schon morgen kam er wieder: mußt da unter der Nase tieferen Schlagschatten anbringen; ich that's; und wenn er an dem Ischarioth nicht einen tüchtigen Hosenknopf haben will, an dem der Beutel hängt, so soll mich das Wetter holen."

Inzwischen hatte sich, ohne daß die Zecher darauf geachtet hätten, die Wirthsstube mit Gästen angefüllt, welche in kurzer Zeit ihre gesammte Aufmerksamkeit auf die lustige Gesellschaft in dem Cabinete richteten. Auch befand sich darunter manches Geißlinger Stadtkind, welches an dem Humor des Präceptors nicht geringen Anstoß nahm.

Der Schieferdecker Bauer war als ein sehr wohlhabender Mann bekannt, welcher auf Lebenszeit zu dem Orden der Hagestolze geschworen hatte, also Zinsen sammt Verdienst in den Schlund der Bedürfnisse seines kolossalen Leibes werfen und, der Stillung des Durstes unbeschadet, an etwaige Liebhabereien ein

ordentlich Stück Geld verwenden konnte. Einen solchen Mann läßt ein Geißlinger Drechsler niemals ungeschoren.

Unter den Gästen in der Wirthsstube befanden sich zwei Männer, welche durch sonderliche Kunstwerke einen gewissen Namen erworben hatten. Der Eine hatte aus einem Kirschkern eine überaus zierlich gearbeitete Kutsche mit Rädern, Wagenschlag und Sitzen gemacht, an welche sechs wohl gezähmte Flöhe mit kaum sichtbarem Geschirr gespannt waren, und in welcher vier Thierchen derselben Gattung, je zwei auf Rück- und Vorsitz, sich wichtig machten. Der Andere hatte eine kleine Nußschale zu einem vollständigen Wohnhaus verarbeitet, auf dessen feinen Treppenstufen einige Läuse gravitätisch auf- und abkrabbelten, um durch die kaum sichtbaren Portale bald zu erscheinen, bald zu verschwinden.

Diese beiden Männer traten in das Cabinet, um ihre Wunderwerke der Schaulust oder, wenn sich ein Liebhaber fand, zum Verkaufe auszubieten. Der Schieferdecker, welcher in seinem weinrothen Glanze strahlte, gleich einer kugeligen Sonne, wenn sie untergeht, beschaute zunächst stillschweigend diese Miniaturschöpfungen einer unergründlichen Geduld, welche zu seiner ureigenen Gestaltung in einem so tiefkomischen Gegensatze standen, brach aber hierauf, um sich von dem Ge=

fühle des Contrastes theils seiner eigenen Menschen-Ausgabe in Folio und dieser Floh- und Läuse-Ausgaben in Miniatur, theils dieser Ungeheuerlichkeit an Arbeit und Kleinlichkeit an Produkt zu erleichtern, in ein Hagelwetter von Schimpfworten aus, die in dichtgesäter Eiergröße von den Wetterwolken seiner Lippen niederfielen. Denn er war in solchen Fällen ein wahres Lexikon von Ehrentiteln, welche wir aus Respect vor unseren Lesern nicht zu wiederholen wagen. Namentlich die Worte Büffel, Stier, Thierkreis und Zodiacus, welche er gleich einem Paternoster in Einem Athem auszustoßen pflegte, brachten in den beiden Drechslermeistern den Eindruck eines unwilligen Erstaunens hervor. Nachdem sich aber der Schieferdecker durch dieses Sturmfluth unaussprechlicher Worte erleichtert hatte, versilberte er zur Besänftigung ordentlich die Hände der Drechsler, indem er nachträglich noch in ein Gelächter ausbrach, daß ihm fast der Gürtel platzte.

Schubart hatte für die Kunstwerke weder Ohr noch Auge, sondern richtete seine Aufmerksamkeit nur auf dieß sonderliche Menschen-Exemplar, das ihm zur Seite saß.

„Ihr seid ein erstaunlicher Kenner der Naturgeschichte,“ sagte er, das Gelächter unterbrechend, „aber habet Acht, daß Euch nicht die Reife springen.“

„Seid dessen nur getrost, Präceptor," erwiederte der Schieferdecker, „man rühmt Euch als Poet, laßt einmal sehen, ob Ihr um meinen Thierkreis den Reif des Reimes schlagen könnet."

„Nichts leichter als das," entgegnete der Präceptor, indem er sich mit der wichtigen Miene eines Stegreifdichters und folgenden rasch hervorgestoßenen Strophen an den Schieferdecker wandte:

„Dir schreit der Naturgeschichte
Ganzes Thierreich Grüße zu,
Ochsen, Esel, Büffel, Stiere,
Hundeseelen, Pantherthiere
Und der heulende Uhu."

Der Schieferdecker hob vor Bewunderung solcher Versefertigkeit sein spanisches Rohr gleich einem Musikdirector in die Höhe, der den Tact zu schlagen hat, und sah den Präceptor mit weinseliger Zärtlichkeit an. Die beiden Drechsler aber, obwohl sie sich mit dem Thierkreis des Schieferdeckers ausgesöhnt, weil er demselben eine annehmbare Silbereinfassung gegeben hatte, wollten ihren Aerger über den Zodiacus, der ihnen räthselhaft und darum besonders beleidigend erschien, an dem Präceptor auslassen, welcher hier am heiligen Feiertag in einer für seinen Stand so unpassenden Gesellschaft saß.

„Das ist also der Herr Präceptor von Geißlingen?" sagte der Eine.

„Des Oberzollers Schwiegersohn," fügte der Andere bei, indem er seine Flohkutsche vom Tische nahm.

„Ein Dichter aus dem FF," fing der Erste wieder an.

„Er hat den Kaiser Franz besungen, den Gott selig habe," fiel der Andere ein, „möchte wohl wissen, ob er ein Gedicht auch auf einfache Bürgersmänner, wie wir, zuwegebringt."

„Ja — potz Blitz," fuhr der Erste halb geschmeichelt, halb foppend heraus, „er soll einmal ein Gedicht auf uns machen, wenn er ein rechter Dichter ist."

„Wie heißt der Lause-Kerl?" fragte der Schieferdecker barsch, um dem Gefoppe ein Ende zu machen.

„Ich heiße Klumpp, Herr," erwiederte der Mann mit der in ein Wohnhaus verarbeiteten Nußschale.

„Und wie ist Euer Name?" fragte Schubart den Anderen, der das Schrauben begonnen hatte.

„Mein Name ist Fesel, Herr Präceptor," entgegnete der Mann mit der Flohkutsche.

„Damit Ihr seht, daß ich auch in einer lateinischen Schule gewesen bin," fiel der Schieferdecker ein, „hic Rhodus, hic salta!"

Ohne sich lange zu besinnen, antwortete Schubart, indem er sich bald an den Drechsler Klumpp,

bald an den Drechsler Fesel wandte, mit folgendem Verse:

Nimm's K hinweg von Klumpp
Und's F hinweg von Fesel,
So ist der Ein' ein Lump,
Der Andere ein Esel.

„Auch ein Stück aus dem Thierkreis," fiel der Schieferdecker lachend ein.

Die beiden Drechsler steckten die wohlverdiente Rache ein und zogen sich mit ihren Kunstwerken zurück.

Doch war es mit dem Humor Schubart's nun vorbei. Es überkam ihn eine üble Ahnung und er rüstete sich zum Aufbruch.

Sechstes Kapitel.

Wir treffen Schubart mit seinem liederlichen Begleiter, dem Maler Schneider, der allerdings für einen Mann in Amt und Würde kein sehr passender Gesellschafter war, auf dem Heimweg nach Geißlingen begriffen. Der feiertäglichen Spaziergänger, die nach Hause wallten, waren auf dem Wege genug, und der Hund des Herrn Präceptors ließ sich's nicht verdrießen, mit pudelnärrischen Sprüngen an all' den Wanderern auf- und abzujagen.

Wäre der Romanschriftsteller dem Dichter ebenbürtig, so könnten wir getrost das Thier mit den Bürgersleuten über seinen Herrn verkehren lassen; weil derselbe aber bloß ein Halbbruder des Dichters ist, so müssen wir uns damit begnügen, zu behaupten, daß der Pudel einen knurrenden Hieb von Kenntniß der

menschlichen Sprache gehabt habe. Wäre dieß nicht der Fall, so wüßten wir uns wenigstens nicht zu erklären, warum sich das Thier gerade um Herrn Eingang, Metzgermeister und Rath der Stadt Geißlingen, so angelegentlich zu schaffen machte, welcher in seinem kirschrothen Rock, langen Zopf und den kurzen schwarzen Höschen, die das anständige Rathsherrnbäuchlein bedeckten, ebenso zierlich als stattlich einhertrippelte.

„Ich habe die Ehre einen recht guten Abend zu wünschen, Herr Stadtrath Eingang," sagte der Drechsler Klumpp, indem er an den Angeredeten herantrat und sich an seine linke Seite stellte.

„Desgleichen, Herr Obermeister," fügte der Drechsler Fesel bei, sich zur rechten Seite des Herrn Eingang begebend.

„Habt Dank, ihr Herren," erwiederte Herr Eingang verbindlich, „wir haben einander im Hirschen chon gesehen."

„Zu dienen, Herr Stadtrath."

„Ja — zu unserem Vergnügen, Herr Obermeister. Sie waren in der Wirthsstube anwesend, als wir die Affaire hatten?"

„Die Affaire mit Herrn Schubart, Gott verzeih' mir, daß ich sagen muß, mit dem Präceptor der Stadt Geißlingen," fügte Herr Eingang bei.

„Sie haben Recht, mit dem Herrn Schubart."

„Ja, Herr Gingang, mit dem Präceptor unserer Stadt."

„Ihr begreifet wohl, ihr Herren," fing Herr Gingang wieder an, „es schickte sich für mich wenig, in der Wirthsstube unter den vielen Leuten zu sitzen; aber die Gesellschaft in dem Kabinet — —"

„Nein, das that sich nicht, Herr Stadtrath."

„Das konnte unmöglich sein, Herr Obermeister. Denken Sie nur, der liederliche Schneider!"

„Und ein solcher Schieferdecker."

„In Gesellschaft des Präceptors von Geißlingen," fügte Herr Gingang mit Seufzen und Kopfschütteln bei, „Gott sei unsern armen Kindern gnädig, die das Beispiel eines solchen Lehrers haben."

„Amen, Herr Gingang. Ist es in der Ordnung, ehrsame Bürger so zu beleidigen?"

„So ohne allen Grund, Herr Gingang."

„Er bezieht sein gutes Gehalt von der Stadt Geißlingen," zürnte der Herr Stadtrath, „und es wäre seine Schuldigkeit, daß er den Bürgern in Bescheidenheit begegnete."

„So ist es, Herr Stadtrath."

„Das meinen wir auch, Herr Obermeister."

„Seid aber ruhig, gute Leute," schloß Herr Gingang, indem er die Beleidigten entließ, „ich werde Euch für die gebührende Satisfaction besorgt sein."

Der Pudel sprang den beiden nach Hause eilenden Drechslern eine Weile lärmend nach, wie wenn er ihre schlimmen Absichten wohl verstände. Erst bei zwei Frauen, die er zu kennen schien, hielt er mit schmeichlerischem Wedeln an.

„Schade um den schönen und gescheidten Mann," sagte die Eine, „dauert mich nur die Helene Bühler. Sie war ein gar so gutes Mädchen: ach, daß sie doch gerade an diesen Schubart kommen mußte."

„O freilich," erwiederte die Weißroßwirthin, „und sie sieht die Größe ihres Unglücks erst nicht ein."

„Das wäre!" gab die Begleiterin zurück, „sie hatte aber auch keine Ruhe, bis sie ihn hatte. Und jetzt — was muß es oft für Scenen in diesem Hause geben!"

„Wenn ich da reden dürfte!" entgegnete die Weißroßwirthin. „Sie wissen ja wohl, die Helene war meine Freundin von Jugend auf; vielleicht am Donnerstag im Kränzchen giebt's Gelegenheit, sich unter vier Augen auszusprechen."

Plötzlich machte der Pudel wieder eine Wendung und sprang mit grüßendem Gebell an der Brust eines Pferdes auf, welches einen gutmüthig aussehenden Reitersmann dahertrug.

„Wo du bist, Bestie," sagte der Reiter, „ist der Schubart nicht weit."

„Sie haben's errathen," fiel ein eben des Wegs daherkommender Geißlinger Bürger ein, indem er mit der rechten Hand in die Ferne wies, „sehen Sie, Herr Doctor, dort gehen der Herr Präceptor mit dem Maler Schneider, der ein so kreuzliederlicher Tropf ist, daß kein Faden an ihm halten sollte. Nicht wahr, eine saubere Gesellschaft für einen Herrn aus geistlichem Stand?"

„Den Schneider mag der Teufel holen, aber den Schubart sollt Ihr mir in Ruhe lassen! Mit seinem Hirn könnte man die gesammte Einwohnerschaft der Stadt Geißlingen versorgen. Ihr aber, Gevattersmann, machet daß Ihr nach Hause kommt und Euer Haberbrei nicht kalt wird."

Indem der von der Landpraxis zurückkehrende Doctor dieses sprach, gab er seinem Grauschimmel die Sporen.

„Aha — der Herr Helfer, — Ihr unterthänigster Diener, Herr Helfer," rief der Rath und Metzgermeister Gingang einem Männlein entgegen, das auf hohen Absätzen und mit auf den Rücken gelegten Händen einherstolzirte, „Sie kommen wie gerufen."

Der Pudel legte sich auf den Bauch und sah, zwischen die beiden Männer eingedrängt, dem Diakonus mit hündischer Unverschämtheit ins Gesicht.

„O ich ahne Alles," erwiederte der Kleine zitternd vor Wuth, indem er sich auf den hölzernen Schuhabsätzen aufrichtete, und einen stechenden Blick auf den Pudel zu seinen Füßen warf, „was doch dieser Mensch uns zu schaffen macht!"

„Sie können unmöglich Alles ahnen," fiel Herr Gingang mit bedeutsamem Tone ein, „es übersteigt alle Begriffe. Ich werde morgen Vormittag aufwarten, Herr Helfer, wenn Sie erlauben."

„Sie werden mit mir einverstanden sein, Herr Gingang," erwiederte der Diakonus mit erhobenem Zeigefingerlein, das er grimmig hin und wieder schlenkerte, „so kann es nicht mehr fortgehen. Es hätte schon längst ein Ende mit ihm; aber der Herr Obervogt hielt ihm immer noch den Kopf. Ich komme eben von der Lectüre von Peter Rabus Ketzerhistorie: ich habe es unter dem Lesen gedacht; dieser Schubart ist ganz ein Mann darnach; man muß ihn mit gewaltsamen Mitteln niederbeugen. Wir werden ihn finden: verlassen Sie sich darauf."

Der kleine Diakonus gab dem Pudel einen Tritt, so daß dieser, den Schwanz zwischen die Füße klemmend, gestreckten Laufes seinem Herrn nachrannte.

„Unser lieber Doctor Rau!" rief Schubart dem Reitersmann voll Freundlichkeit entgegen, indem er demselben die eine Hand zum Gruße bot und mit der

anderen den Grauschimmel streichelte, „Sie müssen den Schiedsrichter zwischen uns machen, Doctor!".

„Zwischen Euch wird der Werth der Streitsache wohl nicht von Belang sein," lachte der Doctor.

„Nein, hören Sie, Doctor," rief Schubart voll Eifer, „der Maler da behauptet, ein Laie könne niemals ein richtiges Urtheil in Kunstsachen fällen. Ich nehme mich gegen einen solchen Handwerkshochmuth natürlich der Ehre der Laien an. Was halten Sie davon?"

„Mein lieber Schubart," erwiederte der Doctor Rau voll Theilnahme, „ich halte dafür, daß Sie, wie ein recht verzweifelter Poet, immer nach den Sternen gucken und deswegen über alle Steine fallen müssen, die in Ihrem Wege liegen."

Während Schubart auf dem Feiertags-Spaziergang der Gegenstand des mißgünstigen Gespräches Aller war, die in seinen Weg kamen, so daß auf ihn und seinen Begleiter fast mit Fingern gedeutet wurde, vermerkte er von all diesem Kopfzusammenstecken, Flüstern und Fingerdeuten nichts und stritt sich mit seinem verrufenen Begleiter voll Eifer über Kunstsachen herum. Dieser Mann schien bestimmt zu sein, blind, wie mit verbundenen Augen, obwohl er hell sehend und offenen Kopfes war, den Schlingen des Schicksals zu verfallen.

Siebentes Kapitel.

Unser schwarzer Pechvogel, wie ihn Schubart nannte, der Maler Ignatz Schneider, war bestimmt, noch an demselben Abende nach dem Spaziergang, welchen wir vorhin beschrieben haben, in eine sonderliche Verzückung zu fallen. Ohne Zweifel waren die zwölf Batzen, welche er von dem Geißlinger Präceptor erhalten und in dessen Gesellschaft in rothen Wein umgesetzt hatte, verbunden mit der Lectüre des Klopstock'schen Messias, nicht die letzte Ursache dieses Zufalls.

Der phantastisch liederliche Mensch hatte, nach Hause zurückgekehrt und unschlüssig, ob er zu Bette gehen oder ein Licht zur Lectüre anzünden, oder noch eine Kneipe in der Stadt besuchen solle, seinen Mantel in eine Ecke des Zimmers ausgespreitet, einen alten

Reisesack, worin sich sein Vorrath von Wäsche befand, als Kopfkissen zugerichtet, und sich des langen Weges auf den Boden gelegt, um in dieser Lage abzuwarten, zu welchem Entschlusse der Geist ihn treiben würde.

Nach Vollendung des Petrus hatte Schneider an St. Johannes zu malen angefangen und das halbfertige, in der Unbestimmtheit der Umrisse und Unentschiedenheit der Farben noch schattenhaft schwankende Bild lag im Gesichte des zu Boden liegenden Mannes, während es aus dem zur Seite befindlichen Fenster von dem früh aufgegangenen Monde beschienen wurde.

Die Situation des Malers war für eine bewegliche Einbildungskraft mehr als genug anregend: der mit erhitztem Kopfe auf einem Mantel zu Boden liegende Mann; das Zimmer aus halbvermauertem Fenster ungewiß vom Mond erhellt; das in der Staffelei schwebende, halbfertige und in dem ungewissen Lichte sich gleichsam bewegende Bild, endlich der auf dem Koffer liegende, aufgeschlagene Messias, in welchem der Gesang von der Kreuzigung gelesen worden zu sein schien:

„ — — Nur der Jünger der Liebe
Und des Leidenden Mutter verließen sich nicht. Sie standen
Unten am Kreuz. — — —
Die mit hangendem Haupt, auf wankenden Füßen, mit bangem,
Jammerbleichen Gesicht, mit niederstarrendem Auge,
Leer der Thränen — — sie ist des großen Geborenen Mutter.“

Schneider, vom Spaziergang ermüdet und vom Wein erhitzt, fing zu schlummern an, und bald gaukelten ihm im Traume jetzt die Gebilde, mit deren Fertigung sein Geist beschäftigt war, jetzt die unfaßbaren Gestalten der Dichtung, deren Lectüre ihn in letzter Zeit vielfach in Anspruch genommen hatte, jetzt die Erscheinungen von Präceptor Schubart und Schieferdecker Bauer vor, welche seinem in der Kirche aufgestellten Petrus höhnisch in's Gesicht lachten. Inzwischen pochte es leise an der Thüre und es schien dem Träumenden, als wollte der über den widerfahrenen Hohn verletzte Petrus wieder zu seinem Urheber zurückkehren, und verlange darum Einlaß in die Malerstätte. Schneider rief im Schlafe ein lautes „nur herein," und wirklich öffnete sich die Thüre. Doch war es kein bärtiger Petrus mit der unumgänglichen Zuthat der Schlüssel, der hereintrat, vielmehr kam das glatte, hübsche Gesicht eines Mädchens zum Vorschein, welches einen kleinen Bündel unter dem Arme trug und scheu in dem Zimmer umhersah.

Dem Maler Schneider gaukelte in den halbwachen Träumereien vor, daß ihm neben St. Johannes und dem zurückgekehrten Petrus ein neues Gesicht erschienen sei, und wer sollte das Weib sein, das sich plötzlich wie durch einen Zauber unter die heiligen Freunde des Mittlers mischt?

„— — — Mir sagt's dein Jammer!
Siehe, du bist Maria! — —“

Die weibliche Gestalt, welche so unerwartet in dieses armselige Atelier eingetreten war, drang in der Richtung nach dem Athem des Schläfers vor, schien, da sie seiner ansichtig wurde, in ihm alsbald die Person dessen zu erkennen, den sie suchte, und setzte sich zu seinen Häupten auf den in der Ecke stehenden Koffer nieder.

„Ignatz!“ flüsterte das Mädchen, sich über den Schläfer beugend.

„Bist du's? Ich höre deine Befehle,“ entgegnete der Maler leise.

„Ignatz! Ich bin's; wache auf!“ wiederholte das Mädchen.

„Du bist's? Ich wache schon und stehe auf für deinen Dienst,“ sagte der Maler, indem er sich etwas aufrichtete und die Bewegungen eines aus dem Schlaf erwachenden Mannes machte.

„Ignatz! Ich bin's; kennst du mich nicht wieder? Deine Juliane ist's.“

„Juliane?“ rief Schneider aus, indem er sich aufrichtete, die Augen wie nach einer gehabten Erscheinung rieb und die Hand des vor ihm sitzenden Mädchens ergriff. „Juliane! O Joseph und Maria, — wie kommst du hierher? Und jetzt, zu solcher Zeit?“

Nachdem Schneider völlig wach sich aufgerichtet hatte, führte er das Mädchen an das Fenster, um sie im vollen Mondlicht zu beschauen und sich zu überzeugen, ob sie wirklich diejenige sei, für welche sie sich ausgegeben. Es war kein Zweifel: der Maler rückte den Koffer gegen das Fenster und lud Juliane ein, sich neben ihn zu setzen.

„Bei Gott, du bist's, Juliandchen," sagte der Maler, das Mädchen bald bei den Händen fassend, bald an den Haaren streichelnd, „nur Juliandchen hat so zarte Hände, so feines Seidenhaar. Nun erzähle, wie du hierhergekommen bist, hier im Mondschein erzähle; denn du kannst in den paar Jahren, während welcher ich dich nicht gesehen habe, schon gelernt haben, den Mond als Lampe zu betrachten."

„Woher ich komme? Ich komme aus dem Frauen-Kloster, in das man mich vermauert hatte, wie du weißt."

„Die Klostermauern in der Abtei Weingarten sind nicht sehr gefestet, wie es scheint," erwiederte der Maler.

„Es giebt offene Hinterthüren, wie überall," entgegnete das Mädchen, „ich hätte, um zu entfliehen, noch tausend größere Gefahren und Beschwerden überstanden, als diejenigen, welche ich bestand; denn länger war mir's unerträglich."

„Hattest du denn so viel zu leiden, armes Kind?"

„Viel zu leiden? Wie magst du fragen? Denke dir, du säßest hinter einem Gitter und der vorüberziehende Frühling brächte dir nicht einmal eine Blume: würdest du nicht den Vogel, welcher oben in den Lüften fliegt, und selbst das arme Schäflein beneiden, welches unten in dem Grase geht?"

„O ich seh' es ganz ein, Juliandchen," sagte der Maler. „Du hattest Recht, daß du entflohst. Aber, Juliandchen, was meinst du, daß Pater Joseph dazu sagen wird?"

„Deswegen kam ich hierher," entgegnete das Mädchen, „daß du mir helfest in dieser Noth. Du bist immer sein Liebling gewesen und mußt nun den Vermittler machen zwischen mir und ihm."

„Das trifft sich eben recht," erwiederte der Maler, „Pater Joseph hat mir geschrieben, daß er mich in Meersburg zu sprechen wünsche. Da giebt es die schicklichste Gelegenheit, die Sache in's Reine zu bringen."

„Aber was beginne ich Arme und Verlassene in deiner Abwesenheit hier in dem fremden Ort?" fragte das Mädchen unter Thränen.

„Da sorge nicht," erwiederte der Maler zuversichtlich, „das wird sich schon finden, Juliandchen. Der Löwenwirth Frauenknecht von hier ist mein Gläubiger und Freund; da bist du sicher aufgehoben. Inzwischen verschieben wir alles Andere auf morgen; jetzt zunächst

mußt du eine Nachtherberge haben; denn es ist spät an der Zeit, wie ich glaube."

Schneider machte eilig seine Toilette zurecht, um das Mädchen in der Herberge zum Löwen unterzubringen, in welcher er ein häufiger Gast war. Als die schlanke Figur von dem improvisirten Sitze aufstand und der volle Strahl des Mondes auf die blasse Gesichtsfarbe des Mädchens fiel, da hätten diese blauen Augen, aus deren Wimpern sich Thränen hervorstahlen, diese scharf und doch äußerst fein gezeichneten, ausdrucksvollen Züge selbst einem Manne von Stein begreiflich machen müssen, daß ein so reizendes Geschöpf für die Klostermauern nicht geboren war.

Als der Maler sie einlud, mit ihm das Zimmer zu verlassen, überkam sie ein heftiges Schluchzen.

„Warum weinst du, Juliane?" fragte der Maler theilnehmend, „weine nicht und glaube, daß sich Alles zum Besten kehren wird."

„Ich weiß selbst nicht, warum ich weine," entgegnete das Mädchen, welches kaum noch vorher voll Entschlossenheit gewesen und nun plötzlich in ganz entgegengesetzte Stimmung übergegangen zu sein schien, „ach laß mich genug weinen und verziehe noch ein wenig."

„Fasse dich, Julianchen," tröstete der Maler, „wir haben keine Zeit mehr zu verlieren."

Inzwischen hatte Juliane das in der Staffelei ausgespannte Bild in's Auge gefaßt, sah mit starrem Blicke auf dasselbe und fing vor Schrecken zu zittern an.

„Komm, komm, laß uns gehen!" sagte sie darauf, faßte den Maler krampfhaft an und ließ seine Hand nicht bälder, als bis sie vor der Nachtherberge angekommen waren.

Achtes Kapitel.

Wenige Tage nach dem mit Maler Schneider gemachten Ausflug finden wir Schubart in seinem Gartenhäuschen unter einem Haufen von beschriebenem und unbeschriebenem Papier, Büchern und Zeitschriften, die auf Tisch und Bank umherliegen, emsig beschäftigt und die Heiterkeit einer angemessenen Beschäftigung im Gesichte tragend, dazu eine Pfeife rauchend, deren Rauch lustig in der hellen Abendluft verfliegt, und eine Tasse Kaffee vor sich, aus welcher er sich, des inneren Vergnügens voll, von Zeit zu Zeit ein Schlückchen zu Gemüthe führt.

Eben wie er so recht in seine Aufgabe vertieft zu sein, der Tanz der Buchstaben auf das Papier zu fliegen und die Welt um ihn nicht mehr zu bestehen scheint, wird er durch die Stimme eines Mannes unter-

brochen, welcher plötzlich, als wäre er aus dem Boden an das Licht heraufgestiegen, an dem Eingang der dicht mit Gesträuch überwachsenen Laube erscheint.

„Verzeihen Sie, Herr Präceptor, daß ich so ungerufen erscheine und eine Arbeit unterbreche, welche Sie so sehr dahinzunehmen scheint, daß die Außendinge kein Recht mehr an Sie haben; aber ich bin schon zu weit vorgedrungen, als daß ich unbemerkt wieder zurückkommen könnte."

„Die Ehre eines solchen Besuches kann immer nur willkommen sein," entgegnete Schubart, von seiner Arbeit aufstehend und dem Gast unter einer verbindlichen Verbeugung entgegengehend, „es ist keine Lebenslage denkbar, in welcher ich mich nicht durch Ihre Anwesenheit, Herr Obervogt, geschmeichelt fühlen sollte."

„Eine recht artige Garten=Idylle," lächelte der Obervogt, auf einem von Schubart an den Tisch gerückten Weidenstuhle Platz nehmend, „Sie ziehen die Sommerlüfte in sich, um sie als Lieder aufs Papier zurückzuwerfen. Es ist doch ein herrlicher Abend heute."

„O gewiß, wie froh schüttle ich hier, aus dem Schulkäfig ausgeflogen, mein Gefieder!"

„Und schweifen in fremden Sphären," setzte Herr von Baldinger mit feinem Lächeln hinzu.

„Ich bin fast zu schüchtern, Herr Obervogt, darf ich Ihnen eine Tasse anbieten?" fragte Schubart.

„Wenn Sie erlauben, Herr Präceptor," gab der Obervogt zurück, die angebotene Tasse zur Hand nehmend, „so leiste ich Ihnen Gesellschaft. Sie sitzen ja hier wie eingemauert von den schönen Wissenschaften."

„Ach, Sie wissen nur zu wohl, Herr Obervogt, daß das meine Leidenschaft ist und hier die Quelle liegt, um derenwillen manchmal über mein Verhalten in der Schule Klagen einlaufen."

„Es muß jeden Freund Ihres Talents erfreuen," gab der Obervogt abwehrend zurück, „daß Ihre literarischen Verbindungen, welche von einem so kleinen Städtchen aus doch äußerst schwer sich anknüpfen, sich so sichtlich ausbreiten und Bestand gewinnen. Ich habe heute das neueste Stück der Allgemeinen deutschen Bibliothek erhalten und darin zu meinem Vergnügen Kritiken von Ihnen über Utz' Gedichte, Ramler's Satyren und Klopstock's Oden gelesen."

„So — sie sind schon gedruckt, das freut mich sehr," entgegnete Schubart, im ganzen Gesichte erheitert, „was halten Sie von meinem Urtheil, wenn ich fragen darf?"

„Fragen Sie lieber, was ich überhaupt von der Kritik halte?" versetzte der Obervogt. „Mit dieser ganzen Art, wie meistens kritisirt wird, kann ich mich keineswegs einverstanden erklären."

„Sie meinen wohl,“ fiel Schubart fragend ein, „daß der Dichter, welcher selbstthätig schafft, von dem Kritiker, welcher das Geschaffene nur beurtheilt und also im Ganzen leichtes Spiel hat, auch bei offenkundigen Mängeln mit der delikatesten Rücksicht behandelt werden sollte? Ich glaube nicht, daß ich gegen diesen Grundsatz verstoße; denn die Verehrung gegen alle Männer, welche in ihrem Leben schon etwas geleistet haben und eines Namens sich erfreuen, ist mir gleichsam angeboren.“

„Nein, das meine ich nicht,“ erwiederte der Obervogt, „im Gegentheil das blinde Anstaunen, wie Sie es in denselben Kritiken mit Klopstock treiben, scheint mir sogar noch mißlicher und jedenfalls in den Folgen schlimmer, als ein blindes Verurtheilen. Die Aeußerung der Sympathie oder Antipathie mit der Schöpfung eines Autors nennt man in der Regel Kritik; aber das ist Alles eher als Kritik.“

„In der Beurtheilung des Genius, von welchem die Klopstock'schen Oden getragen sind,“ entgegnete Schubart, „bin ich Bodmer's kritischen Briefen gefolgt, und Bodmer scheint mir, ob auch unsere modernen Kritiker ihm jetzt aus Dankbarkeit ihr „Kahlkopf!“ zurufen, der Vater der Kritik unter den Deutschen, eine Autorität in diesem Fach.'

„Das ist's eben," gab Herr von Baldinger zurück, „daß in kritischen Dingen immer Einer dem Anderen nachspricht, so daß am Ende über den Werth oder Unwerth eines Schriftstellers eine künstliche Tradition sich bildet, gegen welche dann Vernunft und Vorurtheilslosigkeit einen äußerst schweren Standpunkt haben. Dieser träge, durch die Unfähigkeit, den Vortheil und den Neid der Kritiker genährte Autoritätsglaube verdirbt Alles und macht es namentlich jungen und neuaufstrebenden Talenten so ungeheuer schwer, sich einiges Maaß der Geltung zu verschaffen."

„Ja, das fühle ich wohl," fiel Schubart nachdenklich ein, „aber doch muß sich Platz für Jeden machen, der eine Zukunft in sich hat."

„Das ist kein Zweifel," erwiederte der Obervogt, „aber der Weg wird sich einem hoffnungsreichen Talente selten mit oder gar durch die Kritik, sondern in der Regel trotz der Kritik eröffnen. Die Anerkennung fast aller wahren Talente drängt das Publikum der Kritik wider ihren Willen auf; denn meiner Meinung nach urtheilt der Instinkt der gemeinen Lesewelt viel gesunder, als die scheinbare Gelehrsamkeit der hochweisen Herren Kritiker."

„Es ist wahr," fiel Schubart ein, „wenn ich mich ehrlich prüfe, so muß ich gestehen, daß bei der Kritik eines Gedichtes nicht sowohl das die Hauptsache bleibt,

den Werth desselben unparteiisch zu beurtheilen, als vielmehr zugleich durch die eigenen Gedanken, durch den eigenen Geist zu glänzen. Man spannt sich gleichsam an den Feuerwagen des Dichters, um wenigstens ein Theilchen der Funken seines Ruhmes im kritischen Schurzfell aufzufangen. Eitelkeit und Selbstüberhebung spielen hier nicht die geringste Rolle."

„Freilich," fügte Herr von Baldinger bei, erfreut über die Ehrlichkeit des Kritikers — „und dasselbe ist's mit dem Tadel. Indem man tadelt, giebt man zu verstehen, daß man selbst die Sache besser zu machen wüßte."

„Allein, man kann die Kritik doch auch nicht zum Fenster hinauswerfen," sagte Schubart, einen Zug aus der Tasse nehmend.

„Nein — das gerade nicht" — erwiederte der Obervogt, „obwohl es in gewöhnlichen Zeiten, wo die Literatur in einem bereits geebneten Geleise geht, kein großer Schaden wäre. Denn aus einem Autor, welcher die Mängel seines Werkes, nachdem es ihm durch den Druck gegenständlich geworden ist, ohne die Beihülfe eines Kritikers nicht selbst erkennt, wird schwerlich etwas Rechtes werden. Etwas ganz Anderes aber ist es in Zeiten, wo die Literatur neuer Geleise bedürftig ist, weil die alten ausgetreten sind, und mit der Schärfe der Neuheit feste Prinzipien für die Beurtheilung ge-

sucht werden. Denn ohne festgesetzte Prinzipien ist die Kritik ohnehin nichts werth, sondern lediglich in die kameradschaftliche Willkür eigensüchtiger und unfähiger Menschen gegeben."

„An den feststehenden Prinzipien der Beurtheilung aber," fügte Schubart bei, „scheint es mir doch nicht zu genügen. Man muß ein Kunstwerk auch aus sich selbst heraus zu verstehen, den dem Dichter vielleicht unbewußten Prozeß des Schaffens nachfühlend zu belauschen, nachrechnend zu zergliedern suchen."

„Sie haben Recht," gab der Obervogt zu, „eine Production blos von oben herab nach dem Reglement eines festgesetzten Prinzips zu messen, mag der romanischen Natur gemäß mehr französischer Geschmack sein; aber das deutsche Wesen verlangt, auch in der Dichtung der Individualität ihr Recht angedeihen zu lassen. Ein solcher Mann, welcher die beiden Erfordernisse einer würdigen Kritik aufs glücklichste in sich vereinigt, scheint Lessing zu sein, der bald all die übrigen Gestirne am Himmel unserer Literatur überstrahlen wird."

„Wer aber Lessing hochachtet, muß auch die Verehrung Klopstock's billigen," entgegnete Schubart, „wie der erstere durch das Mittel der Kritik begonnen hat, uns von dem Götzendienste der französischen Literatur zu befreien, so ist der letztere demselben Ziel durch ureigene Productionen entgegengegangen. Ich wenigstens

fühle wohl, daß meine Liebe zur deutschen Literatur im Grunde nichts als ein anderer Ausdruck meiner Liebe zum deutschen Vaterlande ist."

„Wie dem sei," gab der Obervogt ausweichend zurück, „ein rechter Kritiker muß ein thatkräftiger Mann, ein Charakter sein. Vielleicht deuten Sie mir nicht übel, wenn ich sage, daß in Ihnen die Phantasie den Scharfsinn zu überwiegen scheint. Sie sollten sich eher in eigenen Productionen, als in kritischen Arbeiten versuchen."

„Ich glaube es selbst und Sie treffen mich eben in eigener Production begriffen," erwiederte Schubart, mit einiger Selbstgefälligkeit auf das vor ihm liegende Papier deutend, „ich schreibe Zaubereien."

„Zaubereien?" entgegnete der Obervogt mit ironischem Lächeln, „darf man fragen, was da gezaubert und verzaubert werden soll?"

„Es möchte wohl sein," scherzte Schubart, „daß in diesen Zaubereien der Hals guter Geißlinger Stadtkinder in die Halfter geschoben wird, welche in dem Eselsstalle des Silen aufgehängt sind."

Der Obervogt konnte seine Mißbilligung über derartige persönliche Sticheleien nicht hinterhalten.

„Wie mögen Sie nur," sagte er, „Ihre Kraft an so kleinen Versuchen zersplittern, welche Ihnen nur Unannehmlichkeiten verursachen und doch keine litera=

rische Ehre bringen, anstatt sich zu einem größeren Werk zu sammeln, welches der Welt sagen würde: sehet hier, — den Maßstab meiner Kraft!"

„Freilich," erwiederte Schubart, welcher die Gerechtigkeit des ihm gemachten Vorwurfs tief erkannte, „solche Versuche sind im Grunde nichts als zerstreute Funken, in die Nacht geschleudert, um sein Dasein und die Existenz eines innern Feuers zu bekunden; allein ich muß vorher noch ausbrausen und erst, wenn sich der Sturm meines Naturells gelegt hat, hoffe ich Stetigkeit genug zu einem größeren Werke zu gewinnen."

„Haben Sie Acht, mein lieber Schubart, daß Sie nicht zu lange brausen," entgegnete der Obervogt sehr ernsthaft. „Wir sitzen hier vertraulich zusammen und ein Wort im Vertrauen mag darum wohl gesagt sein. Sie leben zu ungleich, das ist Ihr Unglück, und jeder mittelmäßige Kopf, der Strenge gegen sich übt und Ordnung hält, muß am Ende über Ihre Talente triumphiren."

„Ich trage schon lange einen Roman in mir herum," gab Schubart nachdenklich zurück, den Kopf in die Hand stützend, „die Geschichte eines Genies wollte ich ihn betiteln: verhüte Gott, daß dieser Roman nicht von mir gelebt, anstatt geschrieben wird."

„Ohne Zweifel," fiel der Obervogt lächelnd ein, „haben Sie die Vorrede dazu schon fertig."

„Ja," entgegnete Schubart etwas beschämt, „sie muß unter meinen Papieren liegen."

„Wer zuerst die Vorrede zu einem Buche schreibt," gab der Obervogt zurück, „mag ein Mann von Talent sein: ein Mann von Energie wird er fast niemals sein."

„Könnte es nicht der Instinkt sein, der mich trieb?" entgegnete Schubart, wie in Träumerei versunken. „Vielleicht ist das Präceptorat zu Geißlingen die Vorrede zu dem Roman meines Lebens."

„Ich will Ihnen nur frisch gestehen," versetzte der Obervogt, „daß ich um dieses Präceptorates willen eigentlich hierhergekommen bin."

Schubart war über diese Mittheilung etwas verdutzt; denn der Obervogt war sein erster Vorgesetzter und an der Schulhaltung des dichterischen Präceptors wohl Manches auszusetzen.

„Sie wissen wohl, daß ich es gut mit Ihnen meine, Herr Präceptor," fuhr der Obervogt fort, „und ich verhehle nicht, daß ich um Ihrer Talente willen eine persönliche Zuneigung zu Ihnen hege: aber ich befürchte, daß ich Sie gegen das beständige Andringen der Geistlichkeit, der Sie ein ganz besonderer Dorn im Auge sind, nicht mehr lange werde schützen können, wenn Sie nicht selbst jeden Vorwand zu Klagen durch die Art Ihrer Schulführung abzuschneiden suchen."

„Ich glaube nicht, daß man mir als Lehrer mit Recht einen Vorwurf machen kann,“ entgegnete der Präceptor, „die letzte Visitation dürfte bewiesen haben, Herr Obervogt, daß die Schüler so vieles leisten, als bei hundertzwanzig Köpfen in Einer Schule nur immer zu erwarten ist.“

„Das wird selbst von Ihren Feinden zugegeben,“ erwiederte der Obervogt, „aber die Klage ist, daß Sie gegen die Schüler bald übermäßige Strenge, bald übermäßige Milde üben und daß deswegen keine rechte Zucht und Ordnung in der Schule sei.“

„Ach, daß man doch hierin etwas billiger wäre,“ seufzte der bedrängte Mann, „welch armer Teufel ist der Lehrer, den Alles hudelt und pudelt! Der Hauptübelstand aber ist der, daß der Schüler viel zu viele sind und der Unterschied ihres Alters eine gleichförmige Zucht vereitelt.“

„Ich bin kein Pädagoge,“ fiel der Obervogt ein, „aber eben darin scheinen Sie es mir zu versehen, daß Sie im Unmuth die kleinen und älteren Schüler gleich behandeln. In diesem Fehler vielleicht liegt der Grund der Ordnungslosigkeit.“

„Mit den kleinen würde sich's noch thun,“ rief Schubart aus, „aber die vorgerückteren Knaben sind wahre junge Tiger, ganz unbändige Stiere. O, ich möchte oft rasend werden.“

„Daß Sie oft rasend werden," fiel der Obervogt ein, „scheint die Scene zu beweisen, als Sie jenen Knaben, der allerdings eine tüchtige Strafe verdient hatte, wegen Stupidität und Bosheit so schrecklich züchtigten, daß die halbe Schule knieend für ihn um Schonung bat."

„Gott weiß es, wie schmerzlich mir diese Erinnerung an meine tolle Leidenschaftlichkeit ist," klagte der Präceptor, „aber diese Fratzengesichter machen es auch darnach, daß man ordentlich von Sinnen kommt."

„Es scheint mir," bemerkte der Obervogt, „daß eine Natur, wie die Ihrige, welche die eigenen Entwickelungsperioden so gewaltsam durchmacht, zum pädagogischen Verständniß wohl geschickt sein sollte. Beim Kinde, dessen Natur die Hingabe, dessen Element das Nachmachen, dessen leitender Grundsatz der Wille der Eltern, der Lehrer, überhaupt der Respektspersonen ist, dürfte unbedingtes Befehlen, ein kurzes Commandowort und Strafe im Falle des Ungehorsams das Beste sein. Anders aber ist es mit dem Knaben. Das Knabenalter charakterisirt sich durch das Ringen des Geistes gegen die Fesseln, die ihm seither angelegt waren; das Kind wird in diesem Alter aus seiner Stellung herausgedrängt: daher die Unbändigkeit und Haltungslosigkeit und darum die Nothwendigkeit einer anderen Behandlung als beim Kinde."

„Ich verstehe, was Sie sagen wollen," fiel Schubart ein, „die Zucht des Knaben erfordert sozusagen eine gewisse sittliche List. Man muß den Knaben sich frei bewegen lassen und doch ihn leiten. Der das Kind von sich ausstoßende Geist verlangt ein selbstgewolltes Ziel und doch kann der Lehrer dieses Ziel dem Knaben nicht selbst überlassen. Er muß es ihm also so beibringen, daß es als selbstgewollt erscheine, und überhaupt immer die Selbstthätigkeit des Knaben anregen, damit dieser geleitet als ein Mitleitender erscheine. Wenn also beim Kinde das einfache Commandowort das Beste ist, so ist dagegen für den Knaben die bloße Strenge, die Zwangsjacke unerträglich."

„Ganz gewiß," gab der Obervogt zurück, „die blind durchfahrende Strenge, die Zwangsjacke wird im Knabenalter entweder unbändige Stiere, wie Sie sagen, oder schlaffe, leblose Geschöpfe, Strobelköpfe voll Unart und Trotz, oder Puppen von gebrochenem Willen ziehen. Ein Drittes giebt es da nicht."

„Gleich morgen werde ich diesen Unterschied der Behandlung zu begründen suchen," fiel Schubart ein, dessen gesunder Sinn für vernünftige Rathschläge immer offen war.

„Noch etwas möchte ich sagen," fuhr der Obervogt fort, „Sie lehren neben der griechischen und lateinischen Sprache — versteht sich, alles in den ersten

Anfängen — die Erdbeschreibung, Geschichte, Naturlehre, Schön- und Rechtschreibkunst und die Kunst des Briefstellens. Ich meine, wenn ein rechter Eifer unter den Schülern, also die beste und nachhaltigste Quelle der Zucht und Ordnung begründet werden soll, so muß sich der Lehrer vor allen Dingen ganz klar sein, welche Lehrgegenstände er zum Mittelpunkte machen, auf welche Fächer er das moralische Gewicht legen will."

„Es ist mir nicht ganz deutlich, was Sie damit meinen," fiel Schubart ein.

„Ich will ein Beispiel gebrauchen," erörterte der Obervogt, „vorausgesetzt, daß ich die Kunst des Rechnens für das Haupterforderniß eines guten Kaufmanns halte, warum meinen Sie wohl, daß derselbe besser in einer Bürgerschule, als in einem Gymnasium gebildet werde, selbst angenommen, daß das Rechnen dort und hier gleich gut gelehrt werde? Ganz einfach deswegen, weil im Gymnasium der Mittelpunkt, das moralische Gewicht auf den alten Sprachen ruht und also die Kunst des Rechnens, auch wenn sie noch so gut gelehrt wird, in der Anschauung des Schülers zu einem Dinge von secundärem Werth herabsinkt. Denn darauf kommt, auch im Leben überhaupt, Alles an, daß man sich einen festen Mittelpunkt setzt. Ohne Mittel-

punkt kein dauernder Erfolg, keine Ordnung, keine Zucht, nirgends ein Gedeihen."

Schubart, immer voll guten Willens, war fest entschlossen, die Rathschläge des Obervogts von Baldinger sich nicht umsonst gesagt sein zu lassen. Doch sollte ihm wenig Zeit übrig bleiben, die guten Entschlüsse zur Ausführung zu bringen.

Neuntes Kapitel.

Es war zu erwarten, daß ein so energischer, für die Ehre Gottes und des Jesuiten-Ordens eifriger Mann, wie der Pfarrer Gaßner von Klösterl, keine lange Zeit verstreichen lassen würde, ohne einen Theil der Pläne in's Werk zu setzen, deren Beschaffenheit wir aus der mit Graf Emil v. Schmettau über das Jesuiten-Manuscript gepflogenen Unterredung bereits kennen gelernt haben. Meersburg, diese so reizend am Bodensee gelegene Residenz der Bischöfe von Constanz, war seit geraumer Zeit schon voll von den Mirakeln, welche der Pater Joseph im Namen Jesu verrichtete, bald im Kloster, bald im bischöflichen Seminar, bald auf der offenen Straße, unter einem Zulauf von Menschen, welcher mit jedem Tage wuchs, und bereits wurde der wunderthuende Pfarrer von dem Haufen als der neu erstandene Erlöser begrüßt.

Der Maler Schneider hatte nicht gesäumt, dem Rufe Gaßner's zu folgen, war in Eile nach Meersburg gereist und zu seiner nicht geringen Verwunderung Zeuge der Bewegung geworden, in welche die ganze Umgegend durch die angeblichen Erfolge des Wunderthäters gerathen war. Wir treffen die beiden Männer, Pfarrer und Maler, in einer Bierschenke zu Meersburg, wo sie, von andern Gästen abgeschlossen, in dem engen, kaum für zwei oder drei Personen Raum gewährenden Erker der Wirthsstube sitzen, von welchem sich dem Blicke eine wunderherrliche Aussicht über den Bodensee eröffnet.

„Ich bin recht im Innersten froh, du Herzensjunge," sagte der Pfarrer, indem er den zinnernen Deckel des vor ihm stehenden Bierkrugs aufklappte und an dem Kruge des Malers anstieß, „daß ich dich wieder auf ein paar Stunden bei mir habe. Ich sah dich nicht mehr seit dem Abschied, welchen du von Juliane nahmst, ehe sie in's Frauenkloster abging. Nun — und wie stehen denn deine Sachen in dem ketzerischen Drechsler-Nest, in welches dich deine Maler-Capricen verschlagen haben?"

„So — so," erwiederte der Maler, „freilich nicht so glänzend, Vater Joseph, wie die Euren hier am Bodensee."

„Hast du davon gehört?" gab Gaßner lächelnd

zurück, „gut — so laß das Erste sein, daß du berichtest, was du hier und in der Umgegend über mich erfahren hast.“

„Was ich gehört habe? Ihr seiet der größte Mann seit Christi Zeiten, und das Wort werde durch Euch zum zweitenmal erfüllet, daß die Tauben hören, die Blinden sehen, die Lahmen gehen und den Armen das Evangelium gepredigt werde. Es fehlt nichts mehr, als das Auferstehen der Todten.“

„Könnte auch noch kommen,“ erwiederte Gaßner trocken.

„Alles Volk ist des Geschreies voll,“ fuhr Schneider zu berichten fort, „daß in dieser letzten Zeit unter Eurer Vermittlung der große Hauptkrieg zwischen den beiden ewigen Kronen und höchsten Potentaten Himmels und der Erden, der göttlichen Majestät, dem allergroßmächtigsten, gerechtesten Könige Christo Jesu einer= und dem nicht weniger großmächtigen Fürsten der Höllen und Könige der Verdammniß andrerseits, hier an den Ufern des Bodensees ausgefochten werde.“

„Laß das Scherzen, toller Junge,“ entgegnete Gaßner, „wie könntest du so hoher Dinge verständig sein, deren Kenntniß in dem Farbenhafen eines Malers freilich nicht zu finden ist?“

„Es ist wahr,“ gab Schneider zurück, welcher seinem Bierkruge tüchtig zusprach, „dazu muß man

den Farbenhafen eines Theologen haben. In früheren Zeiten hat man durch Exorcismen hauptsächlich nur Schlangen, Würmer, Mäuse und Läuse ausgetrieben; Ihr treibet Millionen Teufel von allen nur erdenklichen Sorten aus."

„Du hast Recht," erwiederte der Pfarrer mit so ernstem Tone, als ob er vor versammeltem Volke auf der Schaubühne seiner Wunderthaten stünde, „porro si in digito Dei ejicio daemonia, profecto pervenit in vos regnum Dei, das ist zu deutsch: treibe ich aber die Teufel im Namen Gottes aus, so ist wahrhaftig das Reich Gottes zu Euch gekommen. Und welche Kuren, mein Junge, hörtest du sonderlich von den Leuten rühmen?"

„Drei vor allen andern," fuhr Schneider zu berichten fort, „vorab die Kur an der Gräfin von Wolfegg, welche so lange gliederkrank und bettlägerig gewesen sei."

„Sie stand auf und wandelte," fiel Gaßner ein. „Der hohe Rang der genesenen Frau zog alle Pfarrer und Religiosen, alle geistlichen und weltlichen Doctoren der Umgegend, die Priores von Constanz, die ihnen untergebenen Dominikaner und Augustiner, die Jesuiten aus halb Oberschwaben, die Herren von Kreuzlingen, Rheinau, Wettingen und Weissenau zur Anschauung der von mir im Namen Jesu verrichteten Werke herbei."

„Als besonders wunderbar," referirte der Maler weiter, „wird auch die Kur an dem Kaplan von Schönberg bei Rottweil gerühmt, welcher an den Füßen gelähmt gewesen und auf Euren Befehl alsbald in die untere Stadt zum wilden Mann hinabgegangen sei."

„Ja ich rief ihm mächtig zu," ergänzte der Wunderthäter, „non debet consentire dolori, sed resistere fortiter in fide, und das Wort that Wunder an ihm, obwol er im Gehen vor Schmerzen mit den Zähnen knirschte."

„Am rührendsten aber," fuhr Maler Schneider fort, „wird die Kur geschildert, welche Ihr an dem blinden Pfarrer von Hettingen verrichtet habt; der ehrwürdige Mann habe zuvor durch ein lautes Gebet, durch welches alle Anwesenden zu Thränen gerührt worden, den göttlichen Beistand angerufen, und Ihr habet die Krankheit dann, nachdem sich der Greis von seinen Knieen erhoben, im allerheiligsten Namen Jesu beschworen; der Patient aber, nach der Beschwörung von Euch an's Fenster geführt, habe nicht allein die rothe Farbe am Kleid des anwesenden Herrn v. Sickingen, sondern auch den goldenen Stern am schwarzen Kleide des Herrn v. Rottberg erkannt."

„Du hast selbst, mein lieber Ignatz, die Menge vornehmer, geistlicher und weltlicher, hoher und niederer, gelehrter und ungelehrter hilfsbedürftiger Per-

sonen gesehen, welche hier ankommen, in ihren Gebresten meine Heilkraft anzurufen; aber hast du nicht auch Zweifler gehört? Denn Zweifler müssen doch allenthalben sein, wo Gottes Name gebraucht wird."

„Allerdings," erwiederte der Maler, „ich hörte auch einzelne Stimmen, welche Euch einen geistlichen Charlatan nannten und von Eurer exorcistischen Gaukeltasche reden, durch deren Zauberwirkungen die hysterische Gräfin von Wolfegg, der lahme Kaplan von Schönberg und der blinde Pfarrer von Hettingen für die Dauer eben das geblieben seien, was sie schon vor der Beschwörung waren, nemlich hysterisch, lahm und blind. Aber solche Stimmen können sich ohne Gefahr von Mord und Todschlag kaum hören lassen; denn die Menge glaubt nun einmal an Eure Wunderkraft."

Pfarrer Gaßner nahm diese Mittheilung nicht ohne Schmunzeln hin und ließ die schon mehrmal geleerten Bierkrüge von neuem füllen. Es war ergötzlich anzusehen, mit welch sonderlicher Scheu die rothwangige Kellnerin in den Erker trat und diesen beiden unheimlichen Gästen, namentlich dem famösen Wunderthäter den frischgefüllten Bierkrug präsentirte.

Um das Gespräch während der Anwesenheit der Kellnerin auf einen anderen Gegenstand zu leiten, fing Pfarrer Gaßner, indem er, sich rückwärts kehrend, den Blick gedankenlos über die schimmernde Fläche des

Bodensees gleiten ließ, wieder von Julianen zu reden an, und dem Maler schien jetzt die rechte Zeit zu sein, mit dem hervorzurücken, was er von ihr wußte.

„Ich möchte ein gutes Wort für Julianchen bei Euch einlegen," fing der Maler an, „nehmt es, Vater Joseph, mit der Güte auf, welche Ihr von je gegen uns bewiesen habt."

„Was soll's da werden? Du machst ja Vorreden, wie ein Buchschreiber. Unser Julianchen wird doch nicht aus dem Kloster entsprungen sein?"

„Ihr habt's errathen, Vater Joseph, es ist in Wirklichkeit so, wie Ihr vermuthet."

„Das dumme Ding!" rief Gaßner etwas ärgerlich aus, indem er sich wieder umwandte und nach dem Bodensee hinausschaute. „Wo ist sie denn jetzt hingerathen?"

„Sie kam zu mir nach Geißlingen."

„Nach Geißlingen?" erwiederte Gaßner rasch, während eine Reihe weitaussehender Gedanken über seine Stirne zu gehen schien, „wahrscheinlich weil sie sich flügge fühlt, flog sie unbedachtsam aus dem warmen Neste aus. Was macht sie nun in Geißlingen?"

„Sie wartet auf Eure Befehle, Vater Joseph."

„Sage mir die Wahrheit, Ignatz," fuhr Gaßner mit einem forschenden Blicke auf den Maler fort, „sie muß doch irgendwo ein Unterkommen haben."

„Ich hoffe, daß es meinen Bemühungen gelingen werde, sie bis auf Weiteres in der Familie eines braven Mannes unterzubringen, welcher Lehrer an der lateinischen Schule in Geißlingen ist."

„Wie heißt dieser Mann?"

„Christian Schubart ist sein Name."

„Schubart? ich habe den Namen schon mehrfach nennen gehört. Nicht wahr? Er ist ein schriftstellernder Präceptor lutherischen Bekenntnisses, welcher sich in seine beengte Lage nicht recht zu schicken weiß?"

Ein geistreicher Mann, der Wenige seinesgleichen hat," entgegnete der Maler zuversichtlich, „der aber allerdings an dem schlechtbezahlten Schulstaub kein großes Behagen findet."

„Es wäre gut, du Herzensjunge," gab Gaßner mit auffallender Freundlichkeit zurück, „wenn du Julianchen in der Familie dieses Mannes unterbringen könntest. Sage ihr in meinem Namen, daß sie der Vergebung ihrer Sünde gewiß, der Absolution der heiligen Kirche gewärtig und meines väterlichen Wohlwollens für alle Zukunft sicher sein möge. Nur soll sie gehalten sein, in einer Frist, welche ich ihr anzeigen werde, zur Buße eine Wallfahrt nach der Kapelle der gnadenreichen Maria bei Schwetzingen zu thun."

„Sie wird sich freuen," erwiederte der Maler

frohen Muthes, „diese gütigen Bedingungen Eurer Verzeihung zu hören, Vater Joseph.“

„Du weißt, Ignatz,“ sagte Gaßner, indem er traulich an den Maler heranrückte und neuen Befehl zur Füllung der Bierkrüge gab, „wie theuer ihr Beide mir von Kindesbeinen an gewesen seid. Für Juliane werde ich auch künftig Alles thun, was nur immer in meinen geringen Kräften gelegen ist; von dir aber thut mir's leid, daß du mit deinen Talenten in diesem engen Ketzer-Neste, in welchem du nun schon ein paar Jahre sitzest, verhocken zu wollen scheinst. Du solltest Welt und Menschen sehen, Ignatz.“

„Da wäre ich auch dabei,“ fiel der Maler scherzend ein.

„Sieh hier das bewegliche Element,“ fuhr Pfarrer Gaßner fort, indem er mit dem Finger auf den See deutete, welcher seine Wellen lebhaft ans Gestade schlug, „hier hast du Kampf, Bewegung, Leben. Viel millionenmal lebhafter ist das Gewühl der Menschen und der Streit ihrer Leidenschaften auf der Erde. Das solltest du aus eigener Anschauung kennen lernen, Ignatz; ein solches Studium des Lebens wäre unglaublich bildend für dich und deine Kunst.“

„Da bedarf es nicht erst des Zuredens, Vater Joseph,“ entgegnete der Maler, „mir ist jede Verände-

rung willkommen, wenn sie mehr Geld, Unterhaltung und — wenn es sein kann — Belehrung einbringt."

„Was meinst du, lieber Junge," fragte Gaßner mit einem forschenden Blick auf den Maler, „wäre in dem Menschengewühle, von welchem du mich umgeben siehst, nichts zu profitiren, nichts, sich zu ergötzen, nichts, sich zu belehren?"

„Ah, Ihr meint," fiel Schneider lachend ein, „ich soll in Eurem Gefolge lieber selber den Apostel machen, als Apostel malen. Ich gestehe, das wär ein lustig Leben."

„Topp," sagte der Pfaffe, „schlag ein, du Herzensjunge!"

Die beiden Männer reichten sich lachend die Hand und ließen sich's zur Besiegelung des Bündnisses am Bierkrug wohl behagen.

Pfarrer Gaßner, der guten Laune voll in dem Gedanken, in diesem liederlichen Tuche, das sich Maler Schneider nannte und als Mitarbeiter an der Wunder-Boutique sich just so zu amüsiren hoffte, wie als Zecher in der Kneipe, einen Gehilfen seiner Wunderwerke zu erhalten, fing in jenem Scherze, welcher ernst gemeint ist, den Maler alsbald in den Erfordernissen des künftigen Berufes zu unterweisen an.

„Du bist noch zu jung und zu läppisch, du schwarzer Teufelsjunge," sagte er, indem er den Maler

vergnüglich auf die Achsel klopfte, „als daß du durch die Kraft des Willens auf die Patienten wirken könntest. Du kannst noch der äußeren Hilfsmittel nicht entrathen und mußt dich an Bilderchen, Zettelchen und Halsgehänge halten."

„Darinnen kann ich Unterricht brauchen, meiner Treu," entgegnete Schneider, welcher auf tolle Streiche einzugehen stets bereit war, „laßt uns zur Vorbereitung eine Probe anstellen: ich bin der Bauer, der Hilfe sucht, und Ihr der Wundermann, dessen Hilfe gesucht wird."

„Gut, du Teufelsjunge," entgegnete der Pfaffe, „heb nur dein Sprüchlein an."

Schneider: Wohlehrwürdiger Herr Johann Joseph Gaßner, der Gottesgelehrtheit und des geistlichen Rechtes Candidat, seeleifriger Pfarrer in Klösterl und Wohlthäter aller Menschenkinder! Dieweil man sagt, daß Ihr Jedermann von seinem Gebreste helfen könnet, so höret auch meine Noth.

Gaßner: Sprecht nur getrost; aber verschweiget nichts.

Schneider: Ehrwürdiger Herr, meine Kinder und Kälber sind seit Johannis des Täufers Tag gar unruhig und schreien sehr; an den Wänden unserer Kammer laufen die Wanzen und im Schupfen knurrt der Hofhund die ganze Nacht; auch leidet mein Weib

an Gefrörnissen und verspürt arge Hindernisse im Schmalzmachen.

Gaßner: Armer Bauersmann, Eure Kälber und Kinder sind behext, in Gestalt der Wanzen laufen höllische Geister in Eurer Kammer auf und nieder, Eurem Hofhund ist es angethan; in Euer Weib und ihren Schmalztopf ist der leidige Teufel gefahren.

Schneider: Das hab ich lange gedacht und gleich gesagt; wollet Ihr uns helfen, so werden wir uns gegen Ew. Würden gewiß recht dankbar erzeigen.

Gaßner: Guter Mann, der Namen Jesu und Gottes Wort, welches Gott selber ist, ist die Prinzipal- und Haupt-Arznei, durch welche wir von aller Gebrechlichkeit der Seelen, des Leibes und des zeitlichen Guts geholfen werden.

Schneider: Wohlehrwürdiger Herr, ich glaube wohl, daß solche Arzenei die Seelenkrankheit vertreibt; aber mit was Arzenei soll man die leibliche Bezauberung kuriren?

Gaßner: Gott der Allmächtige hat seine Kraft uns nachgelassen in Worten, Gekräutern und Gesteinen. Am meisten flieht der Satan vor zwei Gekräutern, als da ist Hypericon, das ist S. Johanniskraut, und morsus diaboli, das ist Teufels-Abbis.

Schneider: Ist das dasselbige Kraut, wohlwürdiger Herr, welches nach dem Geburtstag des heiligen

Johannes einen Biß in der Wurzel hat, aber vor dem Tage nicht, und in welches der Satan darum beißen muß, weil er demselbigen Kraute über die Maaßen feind ist?

Gaßner: Ich sehe, Ihr seid ein verständiger Mann; es ist dasselbige Kraut. Wo dies Kraut auf St. Johanns Nacht, vor Mitternacht gepulverisirt und in die Häuser gehenket wird; allda kann der Satan oder Zauberer nichts beleidigen.

Schneider: Damit ist Kalb, Weib und Kind geholfen: wie ist es aber mit den Wanzen, hochwürdiger Herr?

Gaßner: Allhie gebe ich Euch Weihrauch und Wachholderbeeren; darunter ist auch von eines Hechtes Herz vermischt; davon sollet Ihr neun Tage des Abends in Euren Schlafkammern brennen.

Schneider: Lieber Herr, lasset mich nicht von Euch ziehen, ohne auch für mich selbst ein Mittel auf den Weg zu geben wider Krankheit und andere Uebel, die durch Malefitz verursacht werden, wider Hagel und Ungewitter und anderes Unglück zu Wasser und zu Land.

Gaßner: Hiegegen gebe ich Euch hier Mägde- oder Jungfern-Wachs, darin von eines Hechtes Leber verarbeitet ist (wisset, es ist aus des Engels Raphael Rezept, aus dem Buch Tobiä); dasselbige sollt Ihr in

kleine Kißlein vermachen und, indem Ihr Euch dreimal bekreuzet, an den Hals hängen; denn so lange Ihr solches am Halse traget, wird Euch kein höllischer Geist, Zauberer, Hexe oder Unholde etwas Böses zufügen können.

Schneider: Wohlwürdiger Herr, diese Stücke wollen wir mit Fleiß gebrauchen und haben auch ein fest Vertrauen im Namen Jesu, daß sie uns helfen werden.

Mit diesen Worten machte der Maler Schneider eine Bewegung, als ob er dem Pfaffen ein Geldstück in die Hand drückte, und beide Männer brachen darauf in lautes Gelächter aus.

„Du hast deine Sache brav gemacht, lieber Teufelsjunge," sagte Gaßner, indem er sich zum Aufbruch anschickte, „doch mußt du dir wohl merken, daß Kuren dieser Art selten vor Zeugen geschehen dürfen. Denn das ist die kleine Praxis, welche unter der Hand ausgeübt wird und den großen, öffentlich verrichteten Kuren zur Seite gehen muß."

„Ihr bringet System in das Mirakelwesen, Vater Joseph," entgegnete der Maler, indem er mit einem letzten Zuge seinen Bierkrug so gewissenhaft ausleerte, daß auch nicht die Nagelprobe darinnen blieb.

„Höre Ignatz," flüsterte der Pfaffe dem Maler noch ins Ohr, „du wirst in der nächsten Zeit sonder-

liche Dinge von Pabst Clemens XIV. und dem Jesuiter-Orden hören und es wird dir dann klar werden, daß wir eilen müssen, mehr in das Herz Deutschlands, zunächst nach Schwaben und Baiern, vorzudringen. Bereits bin ich von Sr. Hochfürstlichen Gnaden dem Herrn Bischof zu Regensburg nach Ellwangen begehrt worden und eben in dieser Stadt ist es, wo ich dich als meinen Gehilfen zu treffen hoffe. Inzwischen lebe wohl und bring' Julianchen meinen Segen."

Hiemit verließen die beiden Männer den Erker und durchschritten gemessenen Ganges die Wirthsstube, hoch angegafft von den Gästen, welche Maul und Nase im Anblick des Wunderthäters aufsperrten.

Zehntes Kapitel.

Der Obervogt v. Baldinger hatte mit seiner Warnung Recht gehabt, daß die Geißlinger Geistlichkeit bald genug eine Sache an den Dichter-Präceptor finden werde. Es war zwar eine Bagatellsache; aber gegen einen mißliebigen Mann stempelt sich in den Händen einer geistlichen Inquisition auch die Bagatellsache zum Verbrechen.

Schubart hatte nemlich zum Schluß des vergangenen Jahres in der Laune des Silvesterabends einigen seiner Schüler zur Uebersendung an ihre auswärtigen Kameraden einen Neujahrswunsch in die Feder dictirt, welcher wider des Verfassers Willen in Abschriften verbreitet, nach Ulm in die Hände der Studirenden gerathen, hier mit derben Abänderungen versehen, und in einer dieser entstellten Copien durch die Vermittlung

des Raths und Metzgermeisters Gingang in die Hände der Geißlinger Geistlichkeit gelangt war.

Der nichts Schlimmes ahnende Präceptor, eben zu dieser Zeit gewissenhaft bedacht, sich in seinem Berufe zurechtzufinden und seine widerspenstige Muse mit dem Schulstaub zu versöhnen, wurde plötzlich zum nicht geringen Schrecken von Weib und Kind vor das geistliche Tribunal der Stadt berufen und ihm mit all' den peinlichen Feierlichkeiten eines solchen Aktes die Anfrage des hochlöblichen Hütten-Amtes vorgelesen, ob er der Verfasser des vorliegenden, höchst unmoralischen Schriftstückes sei? Der Gefragte, welcher die unüberlegte Silvester-Poesie längst vergessen haben mochte, erwiederte — völlig unvorbereitet, wie er war, — in der ersten Verlegenheit: „Nein!" — mußte aber natürlich alsbald die Wahrheit bekennen, da er selbst aus der ersten Ueberraschung sich zu sammeln anfing und das Tribunal dem Leugnenden mit sehr scharfen Instanzen zusetzte. Die Ursache an den unglücklichen Präceptor war nun eine doppelte: wenn die unbesonnene Abfassung des nicht eben in den feinsten Ausdrücken sich ergehenden, dazu noch durch fremde Zusätze ausstaffirten Neujahrswunsches ihn in den Augen des Tribunals als einen höchst unmoralischen und irreligiösen Menschen erscheinen ließ, so hatte ihn das anfängliche Leugnen auch noch zu einem frechen Lügner im Angesichte des

hochlöblichen Hütten=Amts gemacht. Ein solcher Cumulus von Vergehen bot Handhabe genug, mit dem Schuldigen Weib und Kinder zu verderben, und als der unglückliche Inquisit sich auf das Bitten legte, ein hohes Hütten=Amt möchte sich doch durch die Verzweiflung eines noch nicht dreißigjährigen Mannes, durch den Gram einer jungen Frau und durch die Thränen zweier unmündigen Kinder rühren lassen, da war das Frohlocken der geistlichen Widersacher nur um so größer und die einzige Frucht für den Bittenden jene quälende Beschämung, welche die nothwendige Folge ist, wenn die Sprache des Herzens sich vor die Ohren der Kanzlei, zumal einer geistlichen Kanzlei verirrt.

Die Tage, während welcher die peinliche Untersuchung schwebte, waren für das Schubart'sche Haus voll jener Scenen des Jammers und Verdrusses, welche sich mit der Feder nicht beschreiben, sondern nur in theilnehmenden Herzen nachfühlen lassen.

Schubart selbst war durch die Ungeduld und Spannung über den Ausgang der über ihn verhängten Untersuchung, durch den Aerger über die ihm widerfahrenen Demüthigungen und die Angst um sein und seiner Familie Schicksal von einem Krankheits=Anfall heimgesucht worden, zu dessen Hebung man ihm eben zur Ader gelassen hatte. Statt aber bei der erfolgten Besserung den Unterricht in der Schule wieder aufzu=

nehmen, wanderte er im Unmuth eines Morgens zum Thore hinaus, um in Wald und Feld umherzustreifen.

Unglücklicher Weise führte der Weg den flüchtigen Präceptor an dem Garten des kleinen Diakonus vorbei, welcher im Einverständniß mit Herrn Gingang die verhängnißvolle Silvester-Poesie zu einer so verderblichen Waffe wider ihren Verfasser zu machen verstanden hatte. Dieser fast immer lächelnde, geistliche Herr war bereits im erforderlichen Habit, um zu einer priesterlichen Verrichtung nach seinem Filiale abzureiten, steckte aber vor dem Abgange eben noch einige Reihen Bohnen, ein Gemüse, welches er sehr gerne zum Schöpsenbraten aß. Es ist nicht zu leugnen, daß dieser priesterliche Gärtner eine sehr zierliche Figur machte; die kleinen silbernen Sporen kleideten die hohen Stiefel-Absätze allerliebst, und wenn gleich der zum Bohnenstecken benutzte Spaten ein fatales Gegenstück zu den silbernen Spörnlein abgab, so schaute doch aus den weichen Locken der feingepuderten Perrücke ein rundliches Paar rother Wangen so blank und frisch hervor, daß diese pikante Art frivoler Gravität unwillkürlich die Augen auf sich ziehen mußte. Als der Diakonus den Pudel des Präceptors daherschnauben sah, setzte er sich, wohl wissend, wer nachfolgen würde, bereits in die Haltung, um den unwirschen Mann gebührend zu empfangen, welcher zu dieser Stunde durch die Felder statt

zwischen den Schulbänken spazierte. Mit der einen Hand sich zierlich auf den Spaten stützend und die bespornten Beine in eine vornehm nachlässige Stellung setzend, pflanzte er sich so an dem Gartenzaune auf, daß er dem daherstürmenden Präceptor gerade in's Gesicht sah. Schubart, weder links noch rechts sich umschauend, war halb schon vorübergeeilt, ohne das gravitätische Männchen mit dem wohlfrisirten Kopf gegrüßt oder auch nur bemerkt zu haben, als ihm der Diakonus lächelnd nachrief: „Guten Morgen, Herr Präceptor!"

Als Schubart sich umwandte und in das boshafte Gesicht des Diakonus sah, schien ihm aus der Bewegung der Locken, welche zierlich auf den Schultern des geistlichen Herrleins auffielen, ein Hohn ohne Gleichen entgegenzuwinken.

„Ich bitte um Vergebung," erwiederte der Präceptor mit erstickter Stimme und unmächtig, die innere Bewegung zu verbergen.

„Wohin so eilig, wenn man fragen darf?" fing der Diakonus wieder an, um dessen Mundwinkel das unveränderliche Lächeln schwebte.

„Nach dem Sonnenscheine," entgegnete der Präceptor kurz und wollte seines Weges weiter gehen.

„Nach dem Sonnenscheine? Der „Sonnenschein" ist vermuthlich eine Kneipe in der Nähe. Ich erinnere

mich nicht, von einem Wirthshausschilde dieses Namens schon gehört zu haben. Darf ich einen in diesem Betreffe so sachkundigen Mann vielleicht um Aufklärung bitten?" fragte der Diakonus mit seinem boshaften Lächeln.

„Nein — Herr Diakonus," erwiederte der Präceptor, welcher an Weib und Kinder dachte und gewaltsam an sich hielt, — „nein, ich sehnte mich nach Natur und warmem Sonnenschein, nachdem ich mich seit Wochen als ein Passivum durch Sturm und Wetter gestoßen sah."

„Activum, Passivum," gab der Diakonus höhnisch zurück, indem er über die Locken seiner Perrücke strich, „das sind Dinge für die Schule, däucht mich, wohin der Herr Präceptor, anstatt in Wald und Feld, gehören dürfte."

„Ich weiß es wohl," erwiederte Schubart einlenkend, „aber wenn man mit nacktem Fuße Jahr aus Jahr ein auf dem steinigen Boden des A B C, des A B — ab — einhersteigt, da mag wohl einmal, und wenn es auch zur Unzeit wäre, ein Gang in's Freie verstattet sein."

„Warum nicht?" entgegnete der Diakonus, indem er den Spaten spielend in die Erde stieß, „zumal der Herr Präceptor bald seine vollständige Freiheit erlangt und sich nicht mehr lange über den steinigen Boden

des A B C in Geißlingen zu beklagen haben dürfte. A B — ab — —."

Als Schubart diesen niederträchtigen Hohn über ein bevorstehendes Unglück hörte und gar vollends den emporgehobenen Zeigefinger des geistlichen Herrn, diesen impertinenten Vorboten einer drohenden Amtsentsetzung sah, da überlief ihm die Galle in einem Maaße, daß der ungestüme Mann in diesem Augenblicke jede Brücke hinter sich abbrach.

„Ihr heuchlerischen Unmenschen," rief er dem erstaunten Pfäfflein mit einer Donnerstimme zu, „die ihr den Fuchspelz unter schwarzem Tuche, die Eselsohren unter der Perrücke und ein vergiftetes Herz unter langem Mantel verberget, glaubet, ich will euch noch zeichnen, wie ihr seid, und die Menschheit wird mir Glauben schenken, welche die Richterin sein soll zwischen mir und euch!"

Es fehlte wenig, so wäre der kleine Mann sammt Sporen und Locken in eines der Löcher versunken, welche er für seine Bohnen gegraben hatte: Schubart aber, wie wenn ihm durch diesen Ausbruch seiner Gefühle das Herz merklich erleichtert wäre, stürmte mit beschleunigtem Schritt von dannen, während der getreue Pudel ihn mit frohem Gebell umkreiste, das in den Ohren des furchtbar aufgeregten Mannes wie Bravo-Rufen tönte.

Während Schubart, welchem es in allen Adern wie mit Hämmern pochte, querfeldein und ohne Plan, bald in dieser, bald in jener Richtung, durch weite Strecken im Kreise lief, härmte sich sein armes Weib zu Hause über den Abwesenden in bittern Thränen ab. Mit wie viel tausend Stichen hatte dieses lachende Gejubel der Schulknaben, welche lärmend nach Hause rannten, als sie die Schulstube verschlossen fanden, ihr das Herz durchbohrt; wie heiß und inbrünstig, wie laut nach Gott und Menschen um Hülfe schreiend waren die Thränen, welche sie um diesen geflüchteten Mann vergoß, der ihr so viele Qualen anthat und den sie doch im Innersten lieben mußte; mit welch grellen Farben malte sie sich in Gedanken das höhnende Geflüster der gesammten Geißlinger Einwohnerschaft, das Kopfschütteln aller Philister, die Stichelreden ihrer Vettern und Basen, die Zornaufwallungen des eigenen Vaters aus, auf deren Beschwichtigung sie bereits in ihrem treuen Sinne dachte; in welch mütterlicher Inbrunst zog sie mit der einen Hand den Säugling an das Herz, während sie die andere um das Söhnlein schlang und den Kleinen so innig an sich drückte, daß auch er zu weinen anfing, ohne zu wissen warum, und die thränenfeuchten Augen in dem Schooß der Mutter verbarg; mit welcher Herzensbangigkeit sah sie jetzt aus dem Fenster, jetzt nach dem Zeiger der Uhr, jetzt

nach der Zimmerthüre, ob sie sich nicht endlich öffne und der Vermißte wiederkehre!

Aber ach, der ganze Vormittag verstrich, es schlug Ein und Zwei Uhr und Schubart war immer noch nicht wiedergekehrt. Da ließ es ihr fürder keine Ruhe; sie schlug ein Halstuch um, nahm den kleinen Ludwig an der Hand und machte sich auf den Weg, um den Flüchtigen zu suchen.

Nach mannichfaltigen Irrgängen hatte sich Schubart, nicht gering ermüdet, auf dem grünen Rasenplatze an einer Felswand niedergelassen, aus welcher in stiller Einsamkeit ein Quell heiteren und klaren Wassers rieselt. Hieher pflegte der leidenschaftliche Mann nicht selten zu flüchten, wenn er das Bedürfniß fühlte, sich innerlich zu sammeln. Die Einsamkeit des Ortes, den nur Freunde der Natur aufsuchten, der Aufblick zu dem blauen Himmel, welcher aus diesem engen Felsengehege doppelt trostreich schien, der sanft murmelnde Quell, welcher sich in selbstgenügsamer Heiterkeit durch das Grün verlor, all das wirkte wie Kühlung in die Flamme, wie Balsam auf Wunden.

Frau Helene kannte diesen Lieblings-Ort ihres Gatten wohl und wandte dahin mit dem kleinen Ludwig ihre Schritte. Als sie von weitem seiner ansichtig ward, hielt sie unwillkürlich still, um voll Wehmuth den Mann zu betrachten, welcher hier, den Hut

neben sich zu Boden, arglos wie ein Kind auf der Rasenbank saß, jetzt müßig in den Wasserquell schaute, jetzt ein Steinchen, jetzt ein Büschelchen Gräser, welche er aus dem Gestrüppe der Felswand gerissen, in das Bächlein warf.

Schubart verwunderte sich nicht wenig, als er dieses treue Weib plötzlich vor sich stehen sah. „Du suchst mich, Helene?" sagte er freundlich lächelnd und mit weicher Stimme.

„Ach Christian, was hast du wieder gemacht?" entgegnete Helene mit einem Seufzer.

„Es ließ mich diesen Morgen nicht zu Hause vor lauter Schnupfen, Kopfweh und Herzeleid," gab Schubart wohlgemuth zurück.

„Aber denke, was werden die Leute sagen?" versetzte Helene, indem sie sich, froh bewillkommt von dem Hunde, welcher bald ihr, bald dem kleinen Ludwig die Hände zu lecken suchte, neben den Gatten auf den Rasen niedersetzte.

„Die Leute?" fragte Schubart, „was gehen uns die Leute an? Liebes Weib, die Zeit ist vorbei, da wir uns um das Gerede der Leute kümmern mußten. Es kann nicht mehr anders sein: wir müssen eine Aenderung unserer Lage treffen."

„Daß du doch nicht lassen kannst, immer das Kind mit dem Bade auszuschütten," gab Helene mit

sanftem Vorwurf zurück, „ich habe mir schon die Mittel und Wege ausgedacht; es wird sich sicher Alles wieder ins Geleise bringen lassen."

„Es ist zu spät."

„Zu spät? Sprich nicht so, Christian! Begangene Fehler wieder gut zu machen, nach Irrgängen in die Pfade seines Berufes sich wieder einzupassen, seiner Pflicht und seinen Kindern zu leben, mit Einem Worte, etwas Rechtes auf der Welt zu thun, dazu ist es niemals zu spät."

„Meine gute Moralistin," rief Schubart aus, indem er weichgestimmt die Hand des treuen Weibes ergriff, „ich wiederhole dir: es ist zu spät. Sieh, es muß endlich ein Ende damit nehmen, daß in dem Müh- und Wirrsal eines unnützen Lebens die Wünsche deines Schubart's von seinem Schicksal, wie Tauben von Stoßvögeln, umhergetrieben werden; sie müssen aufhören, im ewig Ungewissen umherzuflattern und endlich ein Aestchen finden, worauf sie ruhen können."

„Siehst du dort den Vogel sich auf dem Zweige mühen? Wie unsicher flatternd krallt er sich in das schwankende Gezweige ein und droht nicht das Aestchen selbst unter dieser federleichten Last zu brechen?"

„Ja bei Gott, du hast Recht, Helene," erwiederte Schubart, das Geflatter des Vogels mit neugierigem Auge verfolgend, „sieh — er schwingt sich ordentlich

kreisend um das Aestchen, das er nicht lassen will. Doch nein — der Zweig knickt in den geschlossenen Krallen zusammen, so klein sie sind. Wohl — der Zweig ist entzweigebrochen: aber sieh — juchhe — juchhe! — das Thierchen schwingt sich mit jubelndem Gesange in die Luft, um dort über den Bergen einen neuen Baum, einen neuen Ast, einen neuen Zweig zu finden."

„Komm, Christian, laß uns jetzt nach Hause gehen," versetzte Helene, welche ein Thema abzubrechen wünschte, auf das ihr Gatte immer und immer wieder zurückkam, „vergiß nicht die alte Regel, daß man über Entschlüssen, die man fassen will, erst schlafen soll."

Als Schubart keine Miene machte, sich von dem Rasensitze zu erheben, forderte Helene den kleinen Ludwig auf, den Vater zu ermahnen, daß er aufstehe. Der Knabe ließ sich nicht zweimal bitten und sagte energisch, fast im Tone des Befehles zu dem Säumenden: „Vater, mache, daß du einmal aufstehst!"

Dieses mit lachendem Kuß erwiederte Wort des Knaben wirkte und in Kurzem befand sich die kleine Familie auf dem Rückweg nach der Stadt. Das Kind, von beiden Ehegatten geführt, ging in der Mitte.

„Ich weiß es wohl," fing Schubart nach einer Weile wieder an, „eine kleine Dosis Stupidität ist unentbehrlich, um dies Leben erträglich mit einigem Schein

der Würde hinzuschleppen. Möchte mir doch Gott den Glauben eines einfältigen Bäuerleins geben, der betet, arbeitet, mit dem Seinigen zufrieden ist und mit Gelassenheit die Stunde erwartet, in welcher ihn Gott von seinem Pfluge abfordert!"

„Glaube nur, das sind die glücklichsten Menschen," gab Helene zurück, „und Niemand kann sein Glück forçiren."

Schubart, welcher eben noch so fromm wie ein Lamm geschienen hatte, fuhr nun, da eben das Städtchen vor dem Blicke auftauchte, auf einmal wieder zornig auf, daß man ihn ja in diesem Geißlingen mit Gewalt zu keiner Ruhe kommen lasse, indem alle Philister wider ihn hetzen, intriguiren und kabaliren, die Pfaffen um jeder Kleinigkeit willen in die Mordtrompete stoßen, und einige Väter seiner Schüler durch diese unaufhörlichen Manöver bereits in einem Grade verhetzt seien, daß er von ihnen mit Schlägen bedroht sei.

Die Stimme des Präceptors zitterte, indem er seinem Weibe diese letzte Entdeckung machte. Helene, keineswegs unempfindlich für die Ehre ihres Gatten, theilte die gerechte Entrüstung und erzählte im Verlaufe des Gespräches, daß der Rath und Metzgermeister Gingang der Urheber der Denunciation in Betreff des fatalen Neujahrswunsches sein dürfte.

„Dieser hochmüthige Schafskopf, der mir so grin-

send schön ins Gesicht thut, steht schon lange heimlich an der Spitze meiner Feinde!" sagte Schubart und schnaubte vor Wuth.

In diesem Augenblicke trippelte seitwärts von der Landstraße auf einem Fußsteige durch die Wiese, gravitätisch und wohlbedachtsam, der Herr Rath und Metzgermeister Gingang in leibhaftiger Person. Als Schubart seiner ansichtig wird, ruft er wie von Sinnen aus: „Hier sind wir im Stande der Natur: ich muß einmal die Wollust haben, diesen klaffenden Hund zu züchtigen." Mit diesem Worte schwingt er sein Rohr und rennt wie ein Pfeil auf den Rath der Stadt Geißlingen los.

Herr Gingang aber sah den Wüthenden kommen. „Wa — Wa — Was?" ruft er aus, nimmt das Herz in die Füße und rennt nicht weniger pfeilartig davon, als der Präceptor ihm nachrennt. Zwar schlagen die rothbraunen Rockschöße dem Fliehenden sehr hinderlich zwischen die Beine: aber Herr Gingang reißt, um sich oben zu erleichtern, was er unten beschwert wird, den Hut von dem Kopfe und eilt mit fliegendem Zopfe davon, welch letzterer sich auf dem Rücken des Trägers, wie ein an der Leimruthe gefangener Vogel, in allen möglichen Krümmungen schüttelt.

Frau Helene läuft ihrem Manne nach, um wenigstens das Schlimmste zu verhüten, und findet auf

der Wiese die Blutspuren seiner aufgesprungenen Ader. Herr Gingang aber rettet sich in das nicht fern liegende Haus des Oberzollers Bühler und Schubart sinkt, während sein Feind in der Thüre verschwindet, ohnmächtig an der Schwelle desselben Hauses nieder. Es ist das elterliche Haus der Frau Helene, deren Gatte wie eine Leiche hineingetragen wird.

Eilftes Kapitel.

Nur nichts Außergewöhnliches, keine Verletzung des Hergebrachten, kein Aufsehen, kein Scandal — das war die Summe der kühlen Lebensweisheit von Helenens Vater, dem Oberzoller Bühler. In diesem Hause hatte jedes Ding unverrückbar seinen ein- für alle Mal festbestimmten Platz, von der schweren Standuhr, welche auf der Kommode des Wohnzimmers stand und das prächtigste Möbel des Hauses war, bis zu dem Kehrbesen, welcher sich im Küchenwinkel hinter dem Kutterfaß befand. Eine Verletzung der Ordnung, der Regel war ein Gräuel in den Augen des Oberzollers, welcher die Zügel des Hauses mit der Strenge und Unbeugsamkeit eines Gewalthabers in Händen hielt. Und großer Gott! — nun lag die Regellosigkeit in persönlicher Gestalt, der Scandal leibhaftig unter diesem Dache

Nicht genug, daß der Oberzoller Bühler seit dem scandalösen Vorgange mit dem Rath und Metzgermeister Gingang das Haus nicht mehr verlassen hatte, weil ihm vor dem Schwatzen, Flüstern, Köpfezusammenstecken aller ehrsamen Einwohner bangte, — er war nicht zu bewegen, auch nur das Krankenzimmer zu betreten, in welchem sein Tochtermann lag.

Vor dem Hause des Zolleinnehmers steht heute ein gesatteltes Pferd, in welchem jedes Geißlinger Stadtkind den Grauschimmel des Dr. Rau erkennt. Dieser Jahr aus Jahr ein auf der Fahrt einer beschwerlichen Land-Praxis und darum fast immer im Reise-Rock befindliche Mann hat hier noch abgestellt, ehe er auf das Land reitet, um nach dem Befinden Schubart's zu sehen, welcher in hitzigen Fieber-Phantasien schwer darniederliegt.

Der Arzt sitzt mit Helenen an dem Krankenbette und schaut nachdenklich auf den entkräfteten Mann, in welchem plötzlich die Lebensgeister sich zu regen scheinen. Die Hemdspitzen, welche die breite Brust des Kranken bedecken, bewegen sich leise; ein langsames Athemschöpfen regt sich in dem gewaltigen Körper; ein merkliches Zucken fährt in diese Lippen, deren bleiches Ansehen sehr gegen die Röthe absticht, durch welche sie sich im gesunden Zustande auszeichnen, sowie in die

Augenwimpern, aus deren Beschattung sonst so viel blitzendes Feuer geworfen ward.

Helene ließ kein Auge von dem kranken Manne, welcher zu ihrem nicht geringen Schrecken auf einmal aus den Kopfkissen des Bettes sich etwas aufrichtete. „Halt,“ rief er mit den Händen gesticulirend, wie im Fiebertraume, „halt — hier nimmt das Maulthier seinen Platz und ihr zwei und vierzig Esel stellt euch um uns in die Runde! Brav aufgepaßt und Takt gehalten!“

Nachdem der Kranke diese Worte hervorgestoßen, fing er mit lauter, hellklingender Stimme zu singen an:

Gelobet seist du, Jesu Christ,
Daß du Mensch geboren bist,
Von einer Jungfrau, das ist wahr;
Deß freuet sich der Engel Schaar.
Hallelujah!

„Er singt das Luther'sche Weihnachtslied,“ bemerkte der Doctor mit unterdrückter Stimme.

„Ach freilich,“ flüsterte Helene, „kommt es ihm jetzt gar im Fieber zu Sinn, daß er in der heiligen Weihnachtszeit von Haus zu Haus singen und die Gaben der Bürger in Empfang nehmen muß.“

„Ha — ha,“ meinte der Doctor, dessen ganzes Gesicht sich zum vergnügtesten Lachen erheiterte, „haha — die zwei und vierzig Esel, die er commandirt, sind

seine Singschüler und das Maulthier heißt auf lateinisch Cantor."

Nach Absingung des Verses aus dem Weihnachtsliede sank Schubart tief erschöpft wieder in die Bettkissen zurück. Helene sah den Stadtarzt mit bekümmerter Miene an; dieser aber schüttelte mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß hier nichts zu befürchten stehe.

Nach einer Weile fast lebloser Ruhe fuhr Schubart wieder hastig aus dem Kissen auf, deutete mit dem Zeigefinger der rechten Hand rings nach allen Ecken des Zimmers umher und rief, mit weit geöffneten Augen um sich schauend: „Dort, hier und dort — wer hat an alle diese Wände die Zettel geheftet: Brutus, warum schläfst du? Wie ein Blitz in der Mitternacht, so leuchtet diese Schrift."

Der Stadtarzt Rau streckte bedächtig die Reiterstiefel von sich und schaute mit scharfer Prüfung in das Gesicht des Kranken, über dessen Stirne ein leises Zittern bis in jene Falte ging, welche zwischen seinen Augenbraunen lag.

Es verging wieder eine Weile, während welcher Schubart sanft zu schlummern schien. Da schnellte er von neuem, aufrechten Hauptes und mit dem Anschein edlen Stolzes aus den Kissen auf mit dem lauten Rufe des Correggio: Anch Io son pittore, und reichte dem

Doctor, hell die Augen aufschlagend, wie einem wohlbekannten Freunde die Hand.

„Gesund oder krank, Präceptor," sagte der Stadtarzt freundlich lächelnd, „macht Ihr immer dieselben Sprünge: allezeit hitzig wie ein Hundstag. Leute wie Ihr könnten Einem im Alter noch das Recept verrücken."

„Nicht wahr?" entgegnete Schubart mit seiner gewohnten Geistesgegenwart alsbald in den Scherz eingehend, „für die Krankheiten der Sorte Menschenkinder, zu welchen ich gehöre, ist kein Paragraphus in der medicinischen Polizei-Ordnung vorgesehen, über welche Ihr einen so gelehrten Traktat geschrieben habt."

„Nur ruhig jetzt," wehrte der Doctor ab, „und in den nächsten Tagen dem Arzeneikolben tüchtig zugesprochen!"

Inzwischen war Frau Helene, welche während der Begrüßung der beiden Männer fast unbemerkt geblieben war, so daß ihr über die Vernachlässigung eine leise Thräne in das Auge trat, näher an das Bett herangetreten, faßte die Hände Schubart's, strich über seine Stirne und streichelte seine Wange, um sich gleichsam handgreiflich davon zu überzeugen, daß der theure Mann in der Genesung begriffen sei. Schubart sah die Gattin mit jenem stummen Liebes-Lächeln an, welches im Gesichte eines Genesenden hundertfach an Holdseligkeit

gewinnt, und das treue Weib fühlte sich dadurch für alle ihre Aufopferungen und Sorgen reich belohnt.

Der Doctor hatte sich, die Reitpeitsche unter dem linken Arme haltend, an ein Tischchen gesetzt, um ein Recept zu schreiben. Schubart sah dem Schreibenden mit jener kindlichen Neugierde zu, die den Kranken so lieblich ansteht, welche zur Gesundheit zurückzukehren im Begriffe sind. „Meister Rau," sagte er, den Schreibenden unterbrechend, „mischet auch etwas Asche darein."

„Etwas Asche? Wie so, etwas Asche?" fragte der Doctor, welcher einen Rückfall in das Delirium befürchtete, dem Kranken mißtrauisch ins Gesicht sehend.

„Kritzelt nur ungestört die Mixtur zusammen, Doctor," versetzte Schubart lächelnd, „ich meinestheils bin wohl bei Troste. Aber aus dem finstern Wirrwarr des fieberischen Traumlebens, in dem ich lag, leuchtet mir nach und nach die Erinnerung ganz sonderlicher Bilder auf. Erlaubet, daß ich Euch ein Stück davon erzähle."

„So erzählet meinetwegen; doch macht's kurz, Präceptor!"

Schubart strich sich mit der Hand über die Stirne, wie wenn er dadurch die Erinnerung hervorlocken und einiges Licht in das Chaos der vor seiner Seele sich drängenden Bilder bringen wollte. Darauf fing er folgendermaßen zu erzählen an:

„Es schien mir im Traume, als wäre die Neujahrsnacht. Da sah ich auf einmal Feuer in der Sacristei auflodern; ich wollte es löschen und die Flamme sengte mich. Erschrocken floh ich ins Feld und eine Wüste öffnete sich vor mir. Da erschien mir ein Mann in schwarzer Perrücke, welcher im Gefolge des Traubengottes daherkam, den Weinpokal des Gottes emporhob und mir denselben reichen wollte. Lechzend langte ich darnach und — weg war der Gott und der Mann mit der schwarzen Perrücke. Ich aber gerieth immer tiefer in die Wüste und verwilderte darin, von Scheusalen umtanzt, umheult, umzischt; Nacht und Finsterniß floß von Minute zu Minute dicker und schrecklicher auf meinen Pfad herunter. Ein Blitz, welcher plötzlich die gräuliche Gegend erleuchtete, wies mir nun eine gähnende Kluft, an der ich schwindelte. Ich schrie: da griff eine schreckliche Hand nach mir und stellte mich auf einen Berg, der ganz mit Asche bedeckt war. Ich watete durch die Asche in einen Thurm, wo ein ganzes Heer von Männern in schwarzen Kutten mich hohnneckend bewillkommte. Nachdem sie mich mit teuflischer Marter-Lust, unter deren Peinigungen ich meine Lebensgeister langsam erlöschen fühlte, bis auf den Tod mit den großen Nägeln ihrer Hände gezwickt hatten, drang der Rauch einer undurchdringlichen Finsterniß in den Thurm und nur die Be-

wußtlosigkeit der Ohnmacht, in die ich nach und nach versank, entfernte von mir die Qualen."

Schubart sah den Doctor, welcher während des Schlusses der Erzählung bereits die Reisekappe zur Hand genommen hatte, mit seinen großen Augen fragend an.

„Träume sind Schäume," erwiederte der Stadtarzt in einem Tone, welcher wohl bewies, daß er in diesem Augenblicke das Gegentheil von dem dachte, was er sagte.

Der Stadtarzt hatte bereits die Thürschnalle in der Hand, um sich mit den Worten: „haltet Euch nur ruhig, Präceptor, der Schlaf ist für Euch jetzt die beste Arzenei," auf den folgenden Tag zu empfehlen, als es draußen anklopfte und der Briefträger hereintrat.

„Franko," sagte der Mann lakonisch und übergab den Brief an Frau Helene.

„Die Handschrift des Herrn Professors Haug von Ludwigsburg, wie mir scheint!" bemerkte Helene in gleichgültigem Tone.

„Wird wohl eine Vocation auf den Lehrstuhl der schönen Wissenschaften in Tübingen sein," fiel der Stadtarzt scherzend ein.

„Für mich," sagte Schubart mit schmerzlichem

Lächeln zu dem Gehenden, „wäre eine Vocation in den Mond oder Saturn das Beste."

Schubart, vom Sprechen erschöpft und der Ruhe bedürftig, legte sich zur Seite und schlummerte ein, den uneröffneten Brief in der Hand haltend, welchen ihm Helene überreicht hatte.

Zwölftes Kapitel.

Der Oberzoller Bühler, ein so gewalthaberischer Zionswächter der häuslichen Ordnung und Regel er war, hielt doch selbst weder Maaß noch Ziel ein, wenn er Ordnung und Regel innerhalb seiner vier Wände verletzt erachtete. War er durch irgend etwas Außergewöhnliches, das ihm ungeschickt in den Weg kam, einmal gereizt, so trug er ein so unleidlich stürmisches und unerträglich insolentes Wesen vor sich her, daß es sehr gerathen war, sich von ihm entfernt zu halten.

Hatte schon die mit einem freilich nicht geringen Skandal verknüpfte und alle Hausordnung störende Anwesenheit des krank darniederliegenden Schwiegersohnes sein Blut in beständigem Kochen und ihn in einer Art stiller Wuth erhalten, so schäumte sein Zorn vollends über alle Ufer, als er den Inhalt des Briefes

vernahm, welchen sein Tochtermann von dem Professor Haug in Ludwigsburg erhalten hatte.

Schubart hatte sich nemlich schon seit geraumer Zeit nach verschiedenen Seiten hingewendet, um durch die Fürsprache von Freunden und Gönnern eine Aenderung seiner Lage herbeizuführen. Man suchte in Ludwigsburg einen Musikdirector und Organisten an der Hauptkirche, und Schubart, als ausgezeichneter Musiker bekannt, war von Haug für diese Stelle vorgeschlagen worden. Der mißmuthige Präceptor war alsbald entschieden, die Berufung an den neuen Ort anzunehmen.

Sein Tochtermann ein Musikus? Ein liederlicher Musikus derselbe Tochtermann, welchen bald bleibend im Kirchenrock zu sehen er erwartet hatte? Das lag für den Oberzoller außerhalb der Grenze denkbarer Möglichkeiten.

Unter diesen Umständen mochte es der revolutionäre Gedanke des ecrasez sein, welcher dem Zolleinnehmer in seinem Unmuth in den Kopf stieg, der Gedanke nemlich, den Schriftsteller und Musiker, d. h. den Schubart überhaupt gründlich aus dem Präceptor auszutreiben. Hatte der Oberzoller in ähnlicher Absicht schon früher nicht selten Büchersendungen, welche von dem Buchhändler Bartholomäi in Ulm an den Tochtermann gemacht worden waren, ohne Vorwissen

des letzteren uneröffnet wieder zurückgehen lassen, wenn er derselben hatte habhaft werden können: so drang er jetzt, ohne weiteres Federlesen, während Schubart in der Zolleinnehmerei krank zu Bette lag, in das Präceptorat-Haus ein, untersuchte die vorhandenen Briefe, erbrach die noch nicht eröffneten, schickte Bücher, von welchen er vermuthete, daß sie noch nicht bezahlt seien, an die betreffenden Buchhandlungen zurück, und erließ dazu noch an alle Buchbinder, Buch- und Musikalien-Händler, von welchen er wußte, daß sie mit Schubart in Verbindung stünden, sehr entschieden abgefaßte Warnungen, künftighin seinem Tochtermanne keinen Kreuzer mehr zu creditiren.

Aber nicht genug. Der häusliche Ordnungs-Fanatiker beschloß außerdem noch, eine förmliche Absperrung Schubart's von seiner Familie, überhaupt alle nur möglichen Zwangsmaßregeln in so lange einzuleiten, bis die Schande abgewendet wäre, daß ein Anverwandter des Oberzoller Bühler'schen Hauses zum Skandal aller ehrlichen Leute in Ludwigsburg den Fidelbogen regiere und die Orgel schlage.

In dem Widerwillen gegen die Uebersiedlung nach Ludwigsburg stimmte Frau Helene, wenn auch nicht aus denselben Gründen, mit ihrem Vater vollkommen überein. Wenn ihr Gatte schon in Geißlingen einen Fehltritt nach dem andern that, wie wollte es erst in

Ludwigsburg werden, wo in den Hofmännern und Hofdamen, den Sängern und Springern, den Virtuosen und Comödianten aller Länder ein wahres Sammelsurium der Frivolität und Liederlichkeit jener Zeit sich eingebürgert hatte?

Kaum von der Angst über die Erkrankung des Gatten erlöst, war Helene bereits in eine neue und größere Sorge gefallen. Als der ordnungs-grimmige Oberzoller darauf drang, daß der genesene Tochtermann das Haus, in welches ihn ein unerhörter Skandal gebracht, wiederum verlasse, seine Tochter und deren Kinder aber zurückbleiben, bis der Entschluß, nach Ludwigsburg überzusiedeln, aufgegeben sei, sah sich Helene als Gattin und Tochter zwischen zwei Feuer gestellt, aus welchen sie nur durch die Kraft der Liebe sich zu retten hoffen konnte.

„Gieb doch diesen Gedanken an den Organistendienst in Ludwigsburg auf," — so redete Helene ihrem Gatten freundlich zu — „und denke daran, wie dir die Pflicht des Orgelspiels, des Vorsingens und alles dessen, was damit zusammenhängt, hier in Geißlingen zuwider war!"

„Wie magst du nur von Geißlingen reden," versetzte Schubart unwillig, „und dieses Land der Nacht und Barbarei gar mit Ludwigsburg vergleichen, wo die Musik — man kann fast sagen — das Maximum

erreicht hat? Hier, wo ein so gräulicher Geschmack herrscht, daß man das Gedudel des Kuhhirten weit dem besten Concerte vorzieht, hier, wo „Die Tochter soll in's Kloster gehn" und „Ei jagt mir doch die Käfer weg" die Leibstückchen der Honoratioren sind, hier, wo ich an des Herrn Ruhetag mit neun Furien aufspielen muß, welche anstatt brennender Fackeln Fidelbögen tragen, hier, wo ich vor dem Sarge alter Spitalweiber mit acht geflickten Mänteln wie unsinnig ein Todtenlied schreien muß, hier war mir die Musikdirection allerdings ein Gräuel; aber das ist in Ludwigsburg ganz anders, wo Jomelli an der Spitze des gebildetsten Orchesters in der Welt steht, Aprili, Bonani und Cesari singen, und in allen Dingen Männer von Geschmack den Ton angeben."

„Ich weiß weder Etwas von Jomelli noch von Cesari, oder wie die Comödianten sonst noch heißen," gab Helene zurück, „aber das weiß ich, daß der Mensch in jedem Stande und an jedem Orte seine Widerlichkeiten findet, und daß die Kunst des Lebens darin besteht, die Widerwärtigkeiten desselben nicht allein zu überwinden, sondern auch in geistigen Gewinn zu verarbeiten."

„O du Sittenpredigerin ohne Gleichen," versetzte Schubart, „du kannst dir die fortgesetzte Mühe solcher Kanzelreden kecklich sparen. An dem Feuer=Schilde

der Erinnerung, die in mir lebt, prallen alle Pfeile deiner Klugheit ab. Ist dir die Reise schon aus dem Gedächtnisse gekommen, welche wir in den Herbstferien des vergangenenen Jahres zu unserem Schwager, dem Rector Böckh in Eßlingen machten? Erinnerst du dich nicht mehr, wie wir in seiner Gesellschaft nach Ludwigsburg fuhren, um die neue Oper Fetonte zu besuchen, welche zur Feier des herzoglichen Geburtstags aufgeführt wurde? Ich hatte noch nie zuvor ein derartiges Orchester gesehen, noch nie eine Oper gehört: wie ergriff, wie schüttelte mich da Alles in den verborgensten Seelenwinkeln, wie schwamm ich in tausendfachen Wonnen, als ich Dichtkunst, Malerei, Tonkunst und Mimik in vereinten Triumphen vor mir sah! Was ich in jenem Augenblicke einer göttlichen Erhebung mir im Inneren gelobt, das hat Gott gehört und ein Weib soll es mir nicht ausreden."

„Allerdings erinnere ich mich der Reise," entgegnete Helene, „und gedenke noch wohl, was wir da sahen und hörten und wie du darüber Feuer fingst. Ich hörte girrend verführerisches Tonwerk und sah noch verführerischeren Tanz. In dem bunten Gewimmel von Musik, Decoration und Flugwerk verirrten sich bald die Augen in den Ohren, bald verlor das Gehör sich im Gesichte. Dieses Ludwigsburg ist kein Platz für dich. Wenn du einmal eine Aenderung willst, warum

ziehst du es nicht vor, Präceptor in Aalen zu werden, wohin du durch die Verwendung deines Vaters gelangen könntest, oder dich um das Rectorat in Oehringen zu bewerben, wofür dir der Fürstbischof in Ellwangen seine Empfehlung angeboten hat?"

„Da spricht aus dir die Bühlerin," entgegnete Schubart heftig, „so — meinst du, — wenn ich von Geißlingen wegzukommen suche, soll ich nur den Esel verändern, wie ein Troßbube? Ewig von einem Esel auf den andern! Nein — nach Ludwigsburg will ich!"

Schubart war so weit genesen, daß ihm der Arzt bereits Spaziergänge ins Freie angerathen hatte. Nun nahm er im Aerger den Hut und verließ das Bühler'sche Haus, um allen weiteren Erörterungen auszuweichen. Wie er auch sonst zu thun pflegte, wenn er sich zu Hause geärgert hatte, nemlich daß er zu dem Maler Schneider ging, welcher Helenen ein ganz besonderer Dorn im Auge war, so that er auch dießmal.

Just als Schubart die Stube öffnen wollte, trat ihm Juliane entgegen, welche eben von einem Besuche des Malers kam. Der lockere Präceptor-Dichter, für weibliche Reize nicht weniger empfänglich als für Wein und Gesang, wußte im ersten Erstaunen kein Wort zu finden, maß aber doch die reizende Frauengestalt mit sehr bedeutungsvollen Blicken.

Der Maler stand ruhig an der Staffelei, in welche

immer noch der heilige Johannes gespannt war. Schubart sprach nichts, nicht einmal ein Wort des Grußes, sondern sah nur den Maler an.

„Hm," sagte Schneider endlich spöttisch, „wie gefällt sie dir?"

„Schwarzes Haar und hellblaue Augen, frisch wie der Morgenthau und schlank wie eine Erle," entgegnete Schubart mit gewohnter Lebhaftigkeit, „wie kommst du und das Kind zusammen, Pechvogel?"

„Just wie du und der Präceptors-Stecken."

„Seit wann bist du wieder hier? Du legst dich aufs geheime Reisen, wie ich höre."

„Ich aufs geheime Reisen, du aufs öffentliche Stockprügeln," entgegnete Schneider, „ich bin seit gestern wieder hier und du seit heute, wie ich sehe, aus dem Bette."

Schubart, welcher sich an den Scandal mit Herrn Gingang nur ungern erinnert sah, theilte dem Maler die Aenderung mit, welche mit seiner Lage einzutreten im Begriffe stehe.

„Topp," sagte der Maler, „nach Jahren doch einmal ein vernünftiges Wort. Da bekommst du italienische Musik zu schmecken; das thut Ohren und Herzen wohl. Freilich hättest du nach deinen Anlagen einen besseren Platz verdient; aber mein Gott — diese lutherischen Tölpel — —"

„Bist du toll, Kerl," versetzte Schubart, „was hat die Musikdirection in Ludwigsburg mit dem Lutherthum zu thun? Das sag' einmal, du mit verstocktem Wahnsinn angefülltes Pech-Faß!"

„Freilich mehr, als so ein ländlicher Pfarrers-Sohn, wie du, zwischen den Geißlinger Bergen sich träumen läßt. Meinst du denn, die römisch-katholische Kirche könnte Köpfe, wie den deinen, feiern lassen? Meinst du, sie würde deine Lebhaftigkeit, deinen Drang nach Auszeichnung, deine außerordentlichen Gaben für Dichtkunst und Musik, womit man den Geist der Menschen beherrscht, wie durch Scepter und Bischofsstab den Leib, das Gewissen und den Beutel, nicht glänzend zu verwenden wissen? Meinst du, sie könnte je, so lange nur noch ein Stein von ihren stolzen Hallen übrig ist, so greisenhaft und polizeiwidrig albern wie die protestantische Kirche werden, welche die besten Kräfte, anstatt sie zu Kämpen ihrer Zwecke zu verwenden, durch Ausstoßung und Verfolgung sich zu Feinden macht? Freilich diese Pfaffen des Lutherthums, theologische wie juridische, müssen jede Kraft, welche nicht in ihre Staats-Kirchen-Livrée sich einfügt, auf Tod und Leben schon aus Instinct verfolgen, weil sie aus Beschränktheit und Armseligkeit ihr keinen Raum der Wirksamkeit anzuweisen wissen. Wenn es gut geht, so setzt man Männer wie dich in

einem abgelegenen Städtchen des Reichs auf eine Orgel= — Gott verzeih mir — fast hätte ich gesagt, auf eine Ofen=Bank."

„Kerl, du sprichst, wie ein Propagandist," entgegnete der Präceptor, „der tägliche Augenschein lehrt es ja, wie eure Kirche die Kräfte zu verwenden weiß: sie setzt ihnen Kaputzen auf, hüllt sie in Kutten ein und bindet ihnen Stricke um den Leib."

„Auch das," versetzte der Maler, indem er mit einem derben Pinselstriche über das Gewand des heiligen Johannes fuhr, „im Uebrigen spricht der Herr Präceptor, wie er's versteht. Seit wann hat denn die katholische Kirche bloß durch die Klöster auf die öffentliche Meinung wirken wollen? Alles zu seiner Zeit. Dient nicht die Kanzel, dient nicht der Beichtstuhl, dient nicht das Schauspielhaus, dient nicht der akademische Katheder, dient nicht die Presse, dient nicht selbst hier dieser Pinsel für denselben Zweck? Der Stellungen sind mancherlei, welche jeder rechte Glaube an eine Sache in Besitz zu nehmen wünschen muß."

„Laß mich mit deinem Teufels=Gerede!" versetzte Schubart und schlenderte seines Weges weiter.

Inzwischen setzte der Oberzoller Bühler alle Hebel gegen den widerspenstigen Tochtermann in Bewegung. Nicht genug, daß auf Schubart, als er aus der Schneider'schen Wohnung trat, bereits ein Bote wartete, der

ihm in einem Billet die Weisung überbrachte, eine Rückkehr in das schwiegerelterliche Haus zu unterlassen, der Oberzoller hetzte jetzt auch alle Gläubiger des Präceptors auf, daß sie sich der Abreise desselben widersetzen und Beschlag auf seine Effecten legen sollten.

Schubart brachte nun die letzten Tage seines Aufenthalts in Geißlingen allein im Präceptorat-Hause zu, von Gläubigern drangsalirt und von Weib und Kindern abgeschlossen, und es konnte nicht fehlen, daß durch ein solches Uebermaß von Verdrießlichkeiten auch ein Stachel wider Helenen, so unschuldig sie war, in seinem Herzen zurückblieb.

Dreizehntes Kapitel.

Es war in der Nacht vor der Abreise Schubart's, als sich in dem Präceptorat-Hause zu Geißlingen eine Scene ereignete, deren Romantik in sonderlichem Gegensatze zu den spießbürgerlichen Verhältnissen des Ortes stand.

Helene, von Jugend auf zum Gehorsam gegen einen nicht bloß strengen, sondern fast tyrannischen Vater gewöhnt, hatte schon einige Tage im elterlichen Hause, ohne ihren Gatten zu sehen, mit den beiden Kindern beinahe wie in der Haft verbracht. Als aber der unbeugsame Oberzoller sogar mit dem Verlangen einer Ehescheidung in sie drang, war sie entschlossen, ihren Gatten um jeden Preis vor der Abreise noch zu sprechen.

Schubart seinerseits dagegen, um den vielen Verdrießlichkeiten auszuweichen, welche sich seiner Abreise

entgegenstellten, hatte sich mit dem Gedanken getragen, ohne Abschied davon zu gehen und sich heimlich wie ein Flüchtiger aus dem Haus zu schleichen. Es waren traurige und schwere Stunden, welche er noch in der Einsamkeit dieses Hauses verlebte, das sonst von dem Lärmen der Kinder und der geschäftigen Herzensgüte seiner Gattin so wohlthätig belebt war. Fast wie das Gestöhn eines verlorenen Lebens hallte ihm sein eigener Schritt entgegen, wenn er über die Treppen, die Gänge, die Wohn= und Schlafzimmer dieses menschenleeren Hauses ging, an welches sich so viele Erinnerungen der Häuslichkeit und des Dranges in die weite Welt, des engen Berufes und des Strebens in das Große, der mannigfaltigsten Hoffnungen und ihres Zerschellens, ler Lust und der Sorge, der Liebe und der Zwietracht knüpften. Hier in der Ecke stand das Spinnrädchen sener Gattin; aber die Spule rührte sich nicht; dort au dem Schreibtisch lagen seine Papiere, viel feurig Begnnenes, nirgends eine vollendete Arbeit, und dazu noch die Unordnung, welche durch die unberufene Hand des Schwiegervaters in die Briefschaften und Bibliothek gekommen war; hier stand die Wiege des kleinen Kindes, ber das Bettlein war daraus hinweggenommen; dort wr der Ort, wo Ludwig, des Vaters Liebling, zu schlfen pflegte, aber da war selbst keine Bettstatt mehr z sehen. Sollte es wahr werden, was Schubart

hoffte, daß in den neuen Verhältnissen seiner eine bessere Zukunft warte, so war es jedenfalls ein dunkles Thor, durch welches er dem neuen Tag entgegen ging.

Die Nacht war schon ziemlich vorgerückt, als Schubart mit den Anstalten zu Ende kam, welche seine Abreise für den andern Tag nöthig machte. Es war ein Gemisch von Schmerz und Zorn, das ihn wider Helene erfüllte. Schmerz oder Zorn wechselte in seinem Innern, je nachdem er die Lage betrachtete, in welche er sich gesetzt hatte: mit der Selbstanklage war der Schmerz, mit der Abwälzung der Schuld auf Helene der Zorn, selbst eine gewisse Art von Haß gegeben. Der dem Wechsel der verschiedenartigsten Stimmungen hingegebene Mann kleidete sich endlich aus, um sich zur Ruhe zu begeben, und sank in jenen ungewissen, wenig erquickenden Schlummer, welchen ein zu voles Herz oder ein von Gedanken überfüllter Kopf dem körperlich Ermüdeten bringt.

In dieser Nacht geschah es zum erstenmal, daß Helene ihren Vater hinterging. Heimlich schlich sie sich um die Stunde der Mitternacht aus der Burg einer tyrannischen Hausordnung, huschte scheu duch die Gassen wie ein Weib, das auf den Wegen der Schande geht, und drang wie eine Diebin in die Wohnung, welche die wahre Stätte ihrer Bestimmung war. Ach — welcher Schmerz für dieses weibliche Gemüth, ich wie

durch ein Verbrechen zu Dem zu finden, mit welchem sie vor Gott verbunden war, und sich mit dem pochenden Herzen einer Bettlerin dahin zu stehlen, wo ihr von Gott und Rechts wegen der volle Besitz zustand!

Schubart war es im Traume, als ob ein verschleiertes Gespenst durch sein Schlafgemach schritte: aber er sollte bald erfahren, daß hier kein gespensterhafter Schatten, sondern ein leibhaftes Wesen voll Blut und Liebe war.

„Schubart, wache auf!“ flüsterte Helene, indem sie mit leisem Tritte vor das Bett des Schlafenden trat.

Schubart wendete sich um, doch ohne zu erwachen. „Christian, wache auf!“ wiederholte Helene, indem sie sich liebreich über den Schläfer beugte und ihn mit einem Kuß erweckte.

„Bist du's?“ gab Schubart kaum hörbar, fast wie mit dem schmachtenden Hauche eines fragenden Verlangens zurück.

„Ich bin's, deine Helene ist's!“ entgegnete die Gattin freudig, welcher es, als sie einen so süßen Hauch der Begrüßung vernommen, wie Centnersteine von dem Herzen fiel.

Ach — dieses arme und edelgesinnte Weib, für welches das Leben so viel herbe Täuschungen vorbehalten hatte, fühlte sich in diesem Augenblicke durch die Meinung hochbeglückt, jener verlangende Gruß habe

ihr der Gattin gegolten: in Wahrheit aber hatten die gaukelnden Neckereien des Halbwachens Schubart jene Frauengestalt mit den schwarzen Haaren und himmelblauen Augen vorgezaubert, welche beim Eintritt in die Werkstätte des Malers Schneider an ihm vorübergestreift war.

Als Schubart sein Weib erkannte, sagte er, schon durch die Täuschung gereizt, welche dem Ungetreuen widerfahren war, in ziemlich rauhem Tone: „Wie kommst du hieher, Helene? Das sind nicht die Wege, die dein Vater billigt, dessen Gebote dir ja höher stehen, als der Wille deines Mannes.“

„Ich komme aus Liebe zu dir und unseren Kindern,“ entgegnete Helene mit weiblicher Hoheit, „ich komme aus Sorge für dein Wohl und deine Zukunft. Wenn ich gefehlt habe, so vergieb der Schwachheit eines Herzens, welches noch nicht gelernt hat, sich dem kindlichen Gehorsam zu entwöhnen, und sich während der letzten Tage in völlig unvorhergesehene Verhältnisse gezwängt sah. Glaubst du aber auch zürnen zu müssen, so löse wenigstens in diesem Augenblicke die Rinde von deinem Herzen ab und sei, wer du bist.“

„Ich bin immer, wer ich bin,“ erwiederte Schubart im Bette sich aufrichtend, um Licht zu machen, „wenn du übrigens unter der Sorge für meine Zukunft die Hintertreibung meiner Abreise nach Ludwigsburg ver-

stehst, so ist dein Gang vergeblich; denn siehe — es liegt zum Abschied von Geißlingen für den kommenden Tag schon Alles in Bereitschaft; selbst die Postkarte ist bereits gelöst und — zur Beruhigung des Oberzollers Bühler sei's gesagt — sogar baar bezahlt."

„O du triffst mich nicht, so sehr du mich auch zu verwunden glaubst, und ich lasse nicht von dir, so widerwillig du dich anstellst," gab Helene zurück, nachdenklich in das indessen angezündete Licht schauend, welches auf einem Nachttischchen zu den Häupten des Bettes stand, „ach — sieh hier den bedeutungsvollen Zufall! Was ist das für ein verzweifelter Flug, welcher hier die aus ihrer Ruhestätte aufgescheuchte Fliege mitten in der Nacht in wirrem Tanze um das Licht treibt? Da — sieh doch — schon sind die Flügel und Füße des Thieres halb versengt; aber die Lust ist stärker als der Schmerz und wieder rafft das schwer verletzte Thier sich auf, um jetzt sterbend in die Flamme zu versinken. Von dieser ungestümen Hast in die verzehrende Gluth zu stürzen — merkst Du hier das Ende?"

„Es ist der Zug nach Vernichtung des eigenen Lebens, was das Thier in die Flamme trieb," versetzte Schubart, nun ebenfalls nachdenklich geworden, „die Lust ist mit dem Leben gebüßt; aber die Lust ist genossen."

„O solcher traurigen und schmerzensvollen Lust!" rief Helene seufzend aus.

„Du redest im Gleichniß," fuhr Schubart fort, „wohlan — siehst du dort im Winkel den phosphorartigen Schein, welchen das Johanniswürmchen von sich wirft? Es schimmert wohl im Dunkeln: aber wem mag dieses ungewisse Geschimmer leuchten, wen mag es erwärmen? Siehe — so schleicht hier in dieser barbarischen Einsiedelei meine Muse kühl und scheu gleich dem Johanniswürmchen um den Helikon und ich kann mich von der Pein des Gefühles nicht erholen, daß in dieser verdrießlichen Monotonie des Lebens meine Schöpfungen fast wie das Machwerk eines Castellanes werden, welcher den Fremden, die das Rathhaus sehen wollen, einen gereimten Zettel in die Hand steckt. Mehr Welt, mehr Freiheit, mehr Weite und Breite — das ist's, was mein Genius bedarf."

„O Schubart," versetzte das einfache Weib, welchem in dieser ernsten Stunde ein Gott die Worte auf die Zunge zu legen schien, „du verwechselst die Begehrlichkeiten eines lüstern verweichlichten Herzens mit den Bedürfnissen des Genius und du wirst noch an dem in steter Unruhe hin und wieder geworfenen Glauben zu Grunde gehen, daß einem ungestümen Verlangen die Kränze fertig in dem Garten wachsen."

Der unstete Mann, für welchen die angeborne

Strebsamkeit, wegen des Mangels an ausdauernder Arbeit und sicherem Ziel, nur eine Quelle der Unruhe und des Mißbehagens, anstatt der Herzstärkung und Befriedigung geworden war, schien die Wahrheit der Bemerkung Helenens wohl zu fühlen; wenigstens unterließ er, eine Antwort zu geben und stützte den Kopf nachdenklich in die Hand.

„O raffe dich auf," rief Helene aus, welcher jetzt der rechte Augenblick gekommen schien, „locke und sammle deine zerstreuten und verirrten Kräfte in einen festen Punkt zusammen und dieser entlegene Ort mit seiner Einfalt, seinen Bergen, seiner Armuth, seinen Wiesen, seinen Gärten, seinem Kirchhof und seinem Schulkerker wird sich dir wunderbar beleben und das Lächeln deiner Kinder, die Liebe deines Weibes, das Glück der Berufstreue, das Wohlwollen der gemeinen redlichen Leute und der Zirkel bescheidener Freunde wird dir tausendfach fruchtbarere Anregungen bieten, als das Geklingel und der Singsang in den Opern, das Getümmel der Hofleute, die Livréen-Pracht der Excellenzen und Gnaden, der Weltglanz der Lakaien, die Verschwendung ihrer Tafeln und die Lüste ihrer Weiber. Verzeih' mir, daß ich's sage: aber prüfe dich nur selbst und du mußt mir Recht geben. Wie willst du, mit deinem Naturell, mit deinen Leidenschaften,

diesen Eisboden zu betreten wagen, auf welchem du fast nothwendig Hals und Bein brechen mußt?"

„Es ist nicht mehr zu ändern: ich reise noch diesen Morgen," erwiederte Schubart eintönig.

„Ist das dein letztes Wort?"

„Es ist mein letztes Wort."

„Es ist nicht zu ändern?" rief Helene aus, sich vor dem Bette des Gatten voll Verzweiflung auf die Kniee niederwerfend. „So reise mit Gottes Segen und schützend möge die Kraft meiner Gebete dich begleiten. Vergiß mich nicht, verstoß' mich nicht; gedenke meiner und deiner armen Kinder!"

Helene, auf den Knieen liegend, barg ihr Angesicht in den Linnen des Bettes und erleichterte das schwere Herz durch einen Strom von Thränen. Schubart, eines solchen Anblicks leidenschaftlicher Aufwallung an dem verständigen Weibe nicht gewöhnt, zog gerührt die Weinende an sein Herz und sie bedeckte ihn mit ihren Küssen.

„Helene! — und allein wirst du mich ziehen lassen?" fragte Schubart weich gestimmt.

„Wie kannst du also fragen?" antwortete Helene. „Zwar daß ich diesen Morgen nicht mit dir reisen kann, das siehst du ein; aber ich werde Alles im Stiche lassen, um dir zu folgen, wohin es auch wäre; denn eher als dich will ich mein Leben lassen."

Als Helene sich zum Aufbruch in das elterliche Haus bereitete, bezeichnete sie dem Gatten noch beim Abschied ein Schubfach in dem Schranke, welches er vor seiner Abreise öffnen möchte. Es enthielt die Sparpfennige, welche sie trotz aller Sorgen des Haushalts in den verflossenen Jahren sich ersammelt hatte. Mit dem grauenden Morgen war sie, so unbemerkt als sie gekommen, in das elterliche Haus zurückgekehrt.

Vierzehntes Kapitel.

Schubart hatte gewünscht, daß die Zeit seiner Abreise von Geißlingen nicht bekannt werden möchte. Aber in einem kleinen Städtchen ist eine derartige Geheimhaltung fast unmöglich. Als er zur Post kam, um in den Wagen zu steigen, hatten sich seine Schüler in langen Reihen aufgestellt, um dem Lehrer noch einen Abschiedsgruß zuzurufen. Die Thränen, welche diese Jugend um den Scheidenden vergoß, thaten Schubart im innersten Herzen wohl; denn sie bezeugten ihm, daß es noch Menschen gebe, welche für die besseren Seiten seiner Natur ein theilnehmendes Verständniß haben.

Auch viele Geißlinger Bürger hatten sich eingefunden, die sich, wie bei solchen Anläßen zu geschehen pflegt, laut unter einander über den Charakter des Scheidenden unterhielten.

„Lieber Gott, was soll man da sagen," meinte der Eine, „'s ist eben noch ein junger Mann, der nichts als die Schule des Lebens braucht, damit er ein Kapital-Kerl werde."

„Ja, das mein' ich auch," fügte ein Anderer bei, „er wird sich schon fassen. Habt nur Acht: hat er nur erst ausgetobt, so wird er der Stadt Geißlingen noch große Ehre machen."

„Man sieht's auch der stolzen Figur an," fiel ein Dritter ein, „daß was Rechtes in ihm steckt. Solche Lumina wachsen nirgends in den Krautgärten und nehmen durchs ganze Leben ihre absonderlichen Wege."

„Das ist wahr," bestätigte ein Vierter, „da geht's immer schief und quer und um die Ecke, daß man den Heuwagen allezeit mit Gabeln stützen muß: aber das hat mir am besten gefallen, daß der Herr, so gelehrt und oben hinaus er ist, doch so ganz ohne Stolz und so freundlich gemein mit dem gemeinen Manne ist."

„Ein dummer Lutheraner, aber ein ehrlicher Kerl!" fügte ein Mann bei, welcher seinen unförmlichen Körperumfang an einen Eckstein des Postgebäudes lehnte.

Schubart traten bei dem Anblick der unerwarteten Theilnahme, namentlich bei dem Abschied von den Schülern, die Thränen in die Augen.

„Nicht weinen!“ rief es da plötzlich aus der Menge, „Ihr habt keine Philosophie, Präceptor. Lebet wohl und seid heiter wie der Morgen; denn das Leben ist ein Wasser, das nicht wiederkommt.“

Alle Köpfe wandten sich nach dem Sprecher um. Hätte es auch nicht die wanstige Figur bewiesen, das große spanische Rohr, welches der Mann in Händen hielt, ließ keinen Zweifel übrig, daß der Schieferdecker Bauer ebenfalls zu dieser Abschieds-Scene erschienen war. An die Stelle der allgemeinen Rührung trat nun schallendes Gelächter.

Schubart war in allweg nicht der Mann, welcher von einem solchen Umschlagen der Stimmung sich nicht hätte mitreißen oder ein Dictum des Schieferdeckers hätte unerwidert lassen können.

„Auch Ihr hier, Bruder Leopold,“ entgegnete Schubart mit seiner imposanten Stimme, „Ihr seid der Philosophie doch immer hold; sie aber ist's Euch nie.“

Ein solches Zwiegespräch war für die Menge natürlich kein geringes Gaudium. Desto größeren Anstoß aber nahm daran ein Mann, welcher in der Ferne, — wie es schien, vorsichtig zurückgezogen, — im ersten Stocke eines benachbarten Hauses aus dem Fenster sah. Der Schieferdecker deutete, anstatt Schubart eine Antwort zu geben, eine Grimasse schneidend, welche dem

Präceptor aufs Neue seinen Mangel an Philosophie bemerklich machen zu sollen schien, mit dem spanischen Rohre nach jenem Fenster. Als Schubart nach der bezeichneten Richtung ausschaute, wen erkannte er? Den frömmelnden Freund des Geißlinger Diakonus, den Rath und Metzgermeister Gingang.

„Du schmutz'ger Hund — du gehst in d' Stund,
Und giebst drei Vierling für ein Pfund"

murmelte der Präceptor vor sich hin und stieg in den Postwagen, welcher unter der lustigen Weise, die der Postillon ins Horn blies, unter den lauten Abschiedsrufen und dem Hüteschwenken der Versammelten über die schlechtgepflasterte Straße hinwegrollte.

Schubart lehnte sich, bald wieder nachdenklich geworden, in die Ecke des Wagens und vor seinen Augen schwebte das knieende Bild, welches die vergangene Nacht an seinem Lager gesehen hatte.

Funfzehntes Kapitel.

Helene wurde von ihrem tyrannischen Vater über die Gebühr lange in Geißlingen zurückgehalten: was war natürlicher, als daß Schubart dankbar in das Anerbieten des Malers Schneider einging, daß Juliane über die Zeit dieser Strohwittwerschaft das neue Hauswesen in Ludwigsburg einrichten und ordnen solle?

Und wer ist denn der Mann, welchen wir hier in Ludwigsburg, diesem schwäbischen Versailles des achtzehnten Jahrhunderts, mit der Nachlässigkeit müßiggängerischer Träumerei auf dem Kanapee ausgestreckt finden? Dort in dem halb offenen Wandschrank hängt der Schwarzrock eines Geistlichen am Nagel; Kragen und Mantel scheinen auch dabei zu sein: hier im Fenster aber hängt ein bordirter Rock, auf dem Sessel daneben liegt ein Dressenhut und in der Ecke, am Flügel, lehnt gar ein Degen. Bekommen wir es hier

mit einem schulmeisterlichen Theologen oder einem weltmännischen Politikus zu thun? Der Mann trägt sammtne Hosen; aber in diesen Hosen scheint kein Geld zu stecken. In der Haltung des Ruhenden liegt etwas Stolzes, Windichtes und Vornehmes; aber aus den großen Augen, der kräftigen Gestalt, der toupetartigen Frisur und namentlich der etwas aufgestülpten Nase schaut unverwischlich der Plebejer. Das Zimmer ist fein geipst, weit, hell, modisch; aber der Taback, welcher darin geraucht wurde, scheint nicht vom feinsten Kraut zu sein. Ist dieses Zimmer mehr ein Studierzimmer oder mehr ein Putzzimmer? Dient dieser Pult mehr als Schreibtisch oder mehr als Toilettetisch? Ueberall etwas von einem Manne, der bedeutende Einnahmen hat, und überall etwas von einem Lieutenant, der auf halbem Solde steht; überall etwas von der Vornehmthuerei eines Solchen, der sich in hoher Gesellschaft umtreibt, im Conzerte, am Pharotische und an reichbesetzter Tafel zu Hause ist, und überall etwas von der Unordnung und Lumperei des Kraftgenies, das den Abend zuvor in der Bierkneipe die Zeche schuldig geblieben ist. Der Flügel, an welchem der Degen in der Ecke lehnt, ist modern und elegant, aber voll Staub, und die in ganzen Stößen aufgehäuften Partituren sind mit Manuscripten, Büchern und Broschüren untereinander gemengt. Und die Bücher selbst —

da über Gellert's Moral liegt in elegantem Einband Wieland's Combabus und in die Uebersetzung des Alten Testaments von Michaelis ist ein Prachtexemplar der pucelle d'Orleans von Voltaire eingeklemmt.

Es scheint ein vertrauter Finger zu sein, der leise an die Thüre klopft: wenigstens erheitert sich sehr das Gesicht des Mannes auf dem Kanapee. Und herein schlüpft Juliane mit dem holdseligsten Lächeln, welches weibliche Mundwinkel aufzuweisen haben, deren Beredtsamkeit durch den hüpfenden Busen erhöht wird, der die Formen seiner Schönheit zu verbergen wenig Lust zu haben scheint.

„Ein fremder Künstler, welcher dem Herrn Hofrath aufzuwarten wünscht," sagte Juliane, sich mit neckischer Schelmerei auf den Zehenspitzen wiegend.

„Mag eintreten!" erwiederte Schubart, denselben Ton eines vertraulichen Einverständnisses mit vielsagendem Lächeln zurückgebend.

Unsere Leser mögen nemlich wissen, daß der zweideutige Held, mit dessen Lebensgange wir sie hier beschäftigen, als Organist an der Hauptkirche zu Ludwigsburg zum Geschlecht der Virtuosen gehörig, nunmehr hoffähig geworden ist und darum, um die Abgerissenheit des innern Wesens und der sammtnen Hosen zu verdecken, Mantel und Titel eines Hofraths umgehängt hat.

Nachdem die aus dem Gehäus der Nonne zur Sylphide entpuppte Juliane mit derselben herausfordernden Neckerei, mit welcher sie erschienen war, sich wieder zur Thüre hinausgewiegt hatte, flatterte in Gestalt eines Mannes ein eleganter Schmetterling herein, welcher sich dem zum Empfange in Positur gesetzten Herrn Hofrath als einen berühmten Klavierspieler, eben auf der Rückreise von Paris begriffen, zu erkennen gab.

Der Organist, als Schwabe und Orgelspieler trotz Degen, Bordenrock und Dreffenhut doch natürlich schwerfälliger als der eben von Paris zurückgekehrte Klavierspieler aus Dessau, ließ sich angelegen sein, den reisenden Windbeutel mit Auszeichnung zu empfangen. Aber die verlegene Bockbeinigkeit des Schwaben wollte sich unter der ärgerlichen Höflichkeit des affectirten Weltmannes nur schlecht verbergen lassen.

„Verzeihen Sie meine Athemlosigkeit, Herr Hofrath," haspelte der Dessauer Virtuos mit lebhafter Gesticulation heraus, „schon seit dem frühen Morgen renne ich ab und auf durch die ganze Stadt, alle Gassen auf und ab, und nirgends in diesem Ludwigsburg ist ein Klavier zu finden, das meinen Leistungen angemessen wäre. Da höre ich von dem Herrn Hofrath — —"

Der Dessauer Virtuos blickte hiebei ziemlich mißtrauisch auf den Flügel, auf welchen, obwohl er noch

nicht bezahlt war, Schubart doch keine geringen Stücke hielt.

„Vogler, welcher jüngst hier durchreiste," fiel Schubart ein, „fand diesen Flügel ganz vortrefflich."

„Vogler?" fuhr der Dessauer naserümpfend fort, „Vogler! — ah ich entsinne mich, Vogler. Hm, hat Vogler hier ein Concert gegeben?"

„Ich setze nicht den mindesten Zweifel in die Seltenheit Ihrer Leistungen," entgegnete Schubart, „aber Sie dürfen glauben, daß Sie, so kurze Zeit nach Vogler auftretend, einen schwierigen Stand haben werden."

„Gab Vogler sein Concert auf diesem Flügel?"

„Auf diesem Flügel."

„Sie erlauben, Herr Hofrath!" sagte der reisende Virtuos, tänzelte auf den Flügel zu und fuhr mit einigen kecken Griffen über die Tasten, während Schubart ein ironisches Lächeln nicht unterdrücken konnte.

„Nun wohl," fuhr der Künstler etwas gnädiger, doch immer mit hochgezogener Nase fort, „es ist wahr, das Instrument läßt sich hören. Würden Sie die Güte haben, Herr Hofrath, es mir auf einen Abend abzutreten?"

„Mit Vergnügen," erwiederte Schubart, „welche Art von Musikstücken, wenn man fragen darf, denken Sie für Ihr Concert zu wählen?"

„Für die von mir angekündigte musikalische Akademie?“ gab der feine Mann aus Dessau mit fragendem Ton zurück. „Vorab werde ich namentlich italienische Compositionen zum Vortrag wählen; denn mit deutscher Musik ist vor gebildeten Ohren natürlich nirgends Glück zu machen.“

Ein solches Wort griff Schubart in das Herz; denn der Taumelkelch ausländischer Nachäffung, von welcher man sich damals in Deutschland umtreiben ließ, war ihm gründlich zuwider.

„Man thut Unrecht, wie mir scheint,“ sagte Schubart noch an sich haltend, „so gierig nach den ausländischen Vogelbeeren zu haschen und darüber die kernhafte Kost der Heimath zu verachten. Das welsche Luftkleid paßt dem deutschen Körper in allen Dingen wenig, und meines Bedünkens wäre es gerathen, man würde anfangen, die Franzen, Maschen und den anderen Firlefanz wieder herunterzureißen und nach dem alten Kittel mit großen Aufschlägen und massiven Knöpfen zu greifen, in welchem unsere Voreltern so stattlich einhergingen.“

Das war denn doch zu viel für den eben von Paris zurückgekehrten Musiker aus Dessau. „Haben Sie das Ausland schon bereist, Herr Hofrath?“ rief er aus, „ich glaube nicht! Sie könnten sonst unmöglich ein solches Urtheil fällen. Waren Sie schon in Por-

tugal und Spanien? Da hält man die Deutschen für Bauernkerls, welche nichts als die Kunst verstehen, mit Dreschflegeln dreinzuschlagen. Waren Sie schon in England? Da hält man uns für Bleiköpfe, sehr geschickt, Mühlsäcke zu tragen. Waren Sie schon in Italien? Da hält man uns für eine Art von Pavianen. Und waren Sie schon in Frankreich? Da spricht man von den deutschen Schriftstellern und Tonkünstlern etwa in demselben Tone, wie sich die Großen der Curiosität wegen mit Kutschern und Lakaien unterhalten. Wie sollte man da in guter Gesellschaft mit Tonstücken deutschen Ursprunges angezogen kommen?"

„Fahrt nur fort," fiel Schubart eifrig ein, „das deutsche Ohr mit welschen Trillern zu verbilden, überhaupt den Rest des deutschen Wesens vollends in französischen und italienischen Draht zu verspinnen! Wenn der deutsche Dichter wie ein Hofnarr, der deutsche Redner wie ein Marktschreier, der deutsche Maler wie ein Häuseranstreicher, der deutsche Bildhauer wie ein Steinmetze, der deutsche Schauspieler wie ein Landstreicher, der deutsche Musiker wie ein Dudelsackspfeifer geachtet wird — das ist Euer Werk."

„Sie erhitzen sich ohne Noth," erwiederte der Virtuos mit spöttischem Lächeln, „das gebildete Publikum, welches den Eintritt in die Akademie bezahlt, liebt nun einmal die deutschen Tonstücke nicht oder findet

dieselben nur erträglich, wenn sie mit dem Zucker des welschen oder französischen Geschmacks kandirt sind. Das ist für mich genug und ich erlaube mir die Frage, ob Sie die Güte haben werden, mir Ihren Flügel für den genußreichen Abend abzutreten, welchen ich den Musikfreunden der Stadt Ludwigsburg zu bereiten gedenke?"

„Mit Vergnügen," wiederholte Schubart, setzte sich an das Instrument, und spielte mit der kecken Gewalt, welche er über die Saiten übte, einige schwäbische Dreher und Schleifer ab, um daran dem Virtuosen die charakteristische Kraft des deutschen Volkstons zu beweisen. Das hieß aber den Beweis sehr übel angebracht. Der Virtuos seinerseits, um diesem barocken, schwäbischen Hofrath die Gemeinheit eines solchen Geschmackes zur Kenntniß zu bringen, setzte sich nun ebenfalls an den Flügel, brachte eine Notenrolle hervor, welche die für das beabsichtigte Conzert bestimmten Musikstücke enthielt, und fing mit nicht geringer Prätension eines derselben zu spielen an. Schubart hörte aufmerksam zu und nahm den Hochmuth der fragenden Blicke, welche der Virtuos bei Ueberwindung der verwickelten und zum Spielen überaus schwierigen Stellen auf den Ludwigsburger Organisten richtete, mit stillschweigender Gelassenheit hin. Kaum aber war dieser reisende Künstler mit einem so selbst-

gefälligen Ausdruck des Gesichtes, wie wenn er als Triumphator in eine besiegte Stadt eingezogen wäre, von dem Stuhle aufgestanden, als sich Schubart wieder niedersetzte, die Notenrolle zurechtlegte und das Conzert des Virtuosen rund und ohne Anstoß vom Blatte weg zu spielen begann. Der eingebildete Musikus stand im Anblick einer so außerordentlichen Kunstfertigkeit wie versteinert, und je mehr sich der Ludwigsburger Organist, welcher dieses Werk der Demüthigung mit vieler Ruhe begonnen hatte, allmählig in das Feuer spielte und dadurch in das Thema in einer Weise verlor, daß er fortan keine Schwierigkeit mehr zu kennen und der Anwesenheit des unfreiwilligen Zeugen völlig vergessen zu haben schien, desto verlegener schnappte der Virtuose nach Luft, nicht wissend, wie ihm hier geschah. Nachdem Schubart das Spiel geendet hatte und den Kopf nach seinem Gaste umwandte, hatte dieser bereits den Hut ergriffen, um sich mit vielen Komplimenten zu empfehlen. So etwas war dem Manne während seiner langen Reisen im Ausland noch nicht vorgekommen und er fühlte sich darum von diesem seltsamen Organisten so vernichtet, daß er nicht allein die Aufführung der angekündigten musikalischen Akademie unterließ, sondern noch am Abend desselben Tages zum Ludwigsburger Thore hinausfuhr.

Sechszehntes Kapitel.

Es mußte wahr werden, daß der Mann, welcher auf den rauhen Dielen der Stadt Geißlingen sich mit Mühe aufrecht hielt, in Ludwigsburg einen Parketboden finden sollte, auf welchem er mit jedem Fußtritt ausglitschte. Sein Geist und die Mannigfaltigkeit seiner Unterhaltungsgaben war den Höflingen willkommen und für die Vertreibung der müssiggängerischen Langeweile bezahlten sie ihn mit den Champagnerflaschen und Leckereien ausgesuchter Tafeln, die er als eine unerwartete Gottesgabe nicht verachtete; die Schönheit der Hofdamen, welche seinen Klavierunterricht suchten und sich seines Flügelspiels erfreuten, fand er ebenfalls nicht bitter und es verdroß ihn wenig, ihre Aurorenfinger beim Unterrichte auf den Tasten zu leiten oder gar, wie er selbst sich ausdrückt, auf ihren Marmorschultern den Takt zu geben; Virtuosen und Virtuo-

sinnen, welche sich Morgens seiner Kunst, Abends seinen geselligen Talenten zudrängten, hielt er auch nicht für schicklich abzuweisen; daneben vergaß er seine Liebe zur Bierstube nicht, um nicht außer Rapport mit dem gemeinen Mann zu kommen; Muthwille und Witz stach ihn nicht minder, um eben diejenigen zu verhöhnen, in deren Umgang er vielleicht eine Stunde zuvor geschwelgt hatte; die Luftsprünge der Tänzerinnen konnte sein Schönheitssinn nicht anders als ätherisch finden und zugleich mit Ablegung des geistlichen Habites, in dessen Faltenwurfe er während der ersten Wochen des Ludwigsburger Aufenthaltes mühlich nach sittlichem Gleichgewicht geschnappt hatte, hielt er ein Opernglas für seine Augen sehr vonnöthen. Ein zum Schlaraffenleben eines Kraftgenies von Natur gewaltig inklinirender Mann mitten in dem gelobten Schlaraffenlande eines kleinen deutschen Hofes des achtzehnten Jahrhunderts — was war da zu machen?

Es war eine jener zahlreichen Redouten, in deren Rauch und Staube man zur Winterszeit in nobler Weise die Zeit todtschlägt. Da war großes Gaudium zu Ludwigsburg. Ein fremder Maler hatte zur Belustigung des Publikums auf der Redoute ein Gemälde ausgestellt, in welchem Jedermann alsbald das im ganzen Schwabenlande wohlbekannte Menschen-Original, den Schieferdecker Bauer, erkannte. Da war die-

ser Mann, zum Sprechen getroffen, ein Glas in der Rechten haltend und vor ihm eine Menge gefüllter und geleerter Flaschen, in voller Glorie abgebildet, während ein Kapuziner vor ihn tritt und ihm einen ungeheuren wilden Schweinskopf präsentirt.

Man würde den Schieferdecker schlecht kennen, wenn man annehmen wollte, daß er einem derartigen Spectakel aus dem Wege gegangen wäre. Vielmehr war er von Stuttgart, wo er seinen gewöhnlichen Aufenthalt hatte, selbst herbeigekommen, um sich unter die Lacher zu mischen.

Der Maler, welcher diesen Streich gespielt hatte, war kein Anderer, als unser liederlicher Schneider, der zu Ehren Schubart's ein Stück Geißlinger Geschichte hatte nach Ludwigsburg verpflanzen wollen. Der Schieferdecker aber, der hinlängliche Philosophie hatte, um jeden Scherz ertragen zu können, war so weit entfernt, über diesen Einfall erbost zu sein, daß er den Maler vielmehr fürstlich regalirte und die immer durstige Gurgel desselben tüchtig mit Burgunder und Champagner netzte.

Da saß in einem der Kabinete, die an den Tanzsaal stießen, diese Tonne von einem Mann, umgeben von Schneider und einer Anzahl anderer Zechbrüder, wie ein Leviathan die Masse des vorgesetzten Weines

in sich schluckend und bei diesem Vernichtungsgeschäfte immer heiter wie der Morgen.

„Noch ein paar Flaschen, Meister Leopold, und Ihr traget den Höcker eines Kameeles," sagte der Maler Schneider in dem schlechten Witze einer bereits sehr gesteigerten Weinlaune.

„Was schneidert der Pinsel, was pinselt der Schneider wieder?" gab der Schieferdecker zurück.

„Eure Taschen, meine ich," entgegnete der Maler, „sind bald so von Pfröpfen angefüllt, daß sie mit einer Impertinenz emporstarren, wie der Höcker eines Kameeles. Ihr macht Euch immer würdiger, der Commandeur des Pfropfordens zu werden."

„Weißt du, Schneider, was die schätzenswertheste Eigenschaft von Bileams Eselin war?" fragte der Schieferdecker.

„Ich bin nicht so bibelfest, wie Ihr, Herr Schieferdecker," entgegnete der Maler ausweichend.

„So will ich dir's sagen," belehrte Bauer, „Bileams Eselin fing erst zu reden an, als man sie fragte. Der Schneider freilich schwatzt, wann ihn der Schnabel sticht."

In diesem Augenblicke trat aus dem Tanzsaale eine weibliche Maske in das Kabinet, welche die Zeit vorstellte und eine Urne trug. Die Kunst der Verhüllung hob die Reize der Gestalt nur desto reizender

hervor. Eine solche Erscheinung war den Zechern, welche die Zeit wenig zu respectiren pflegen, eben willkommen. Als aber Einer derselben die herantretende Maske zu sich ziehen und ihr Aufmerksamkeiten in seiner Art erweisen wollte, hob der Schieferdecker sein ungeheures Rohr auf, das ihn nie verließ, drohte den Zechgenossen damit niederzuschlagen und rief der Maske zu: „Spei dem Buben ins Gesicht; er ist aus Frankreich . . .“ Bauer nemlich, ein so unergründlicher Zecher und unverbesserlicher Hagestolz er war, gefiel sich doch von jeher in der Rolle, jede weibliche, wenn auch noch so zweideutige Tugend gegen die Angriffe seiner Zechgenossen zu vertheidigen. Mit so vieler Galanterie, als in seinen Kräften stand, lud er die Maske ein, an seiner Seite Platz zu nehmen, indem er seinen Zechbrüdern zuherrschte: „Ihr könnt reisen, ihr Flegel! Hab' hier mit der Zeit eine Weile zu verplaudern. Getrunken ist genug: marschirt jetzt in den Saal. Das gehört zur großen Welt; wenn die Flegel genug getrunken haben, sollen sie wieder abmarschiren.“ Nachdem der Maske Platz gemacht worden war, wurde der Schieferdecker galant; dazu auch sentimental wie ein Dudelsack. Die Maske selbst zwar behelligte er nicht; aber an ihrer Statt streichelte er die Urne. „Hier, du Flegel,“ raunte er seinen Nachbar an, „hast einen französischen Thaler, setz' für meine Freundin in die

Lotterie." Es war nemlich zur Vergnügung der Gäste für den Abend eine Lotterie errichtet worden. Der Nachbar ging und kam mit einem Eaudelavande=Glas zurück. „Der Kerl hat keine Philosophie," sagte Bauer, „hat nicht auf die Zahlen geguckt. Da ist noch ein Thaler, setz' du drein!" sagte er zu einem Andern. Der ging und kam mit einem Bleiweiß. „Das ist noch dummer," meinte Bauer, „da ist abermals ein Thaler! Mit diesem Thaler wurde ein Zopfband gezogen. „Das hat der Teufel gesehen," sagte Bauer, „Sie müssen durchaus etwas bekommen," lispelte er der Maske ins Ohr, „hier ist der vierte Thaler." Der Beauftragte ging ab und brachte eine hölzerne Tabackspfeife. „Ich lasse nicht ab," wiederholte Bauer, „hier ist der fünfte Thaler." Er ward gesetzt und man zog eine Kreuzer=pfeife. „Ist denn gar keine Philosophie mehr auf der Welt?" rief der Schieferdecker fast entmuthigt aus. „Hier ist noch ein Thaler und diesen soll der Schneider setzen." Schneider gewann einen Fächer, welchen der Schieferdecker sofort aufs zierlichste der Dame als Geschenk darreichte. Diese aber ergriff zum Danke für solche Galanterie ein bereit stehendes Kelchglas, lüftete die Maske und stieß lächelnd an das Glas des Schieferdeckers mit den Worten:

Leopold Bauer, dir zu Ehren
Will ich dieses Gläschen leeren.

Und die Dame machte nicht bloß einen Vers, sondern wirklichen Ernst, indem sie das Kelchglas mit kräftigem Zuge austrank. Das war zu viel für unsern Schieferdecker: im Uebermaaß der Herzensfreude stürzte er völlig aus dem Himmel der angenommenen Liebhaber-Rolle und sank so derb in seine wahre Natur zurück, daß er in verbindlichem Ton erwiederte:

Ach — das freut mich königlich,
Daß die Dame säuft, wie ich.

In diesem Augenblicke trat ein stattlicher, breitschulteriger Mann, an dessen Kopf die Natur eine ähnliche Massenhaftigkeit, wie bei dem Schieferdecker an den Bauch, verschwendet zu haben schien, unter die Thüre des Kabinets, die ergötzliche Scene durch ein Augenglas betrachtend, und brach, nachdem der Schieferdecker seinen Spruch geendet hatte, in ein schallendes Gelächter aus. Es war Schubart, welcher in Ludwigsburg bei keinem öffentlichen Vergnügen fehlen durfte. Der weiland Geißlinger Präceptor aber war dem Schieferdecker immer eine herzerfreuende Erscheinung.

„Ist das der Vogel," rief Schubart aus, „der aus dem Kapuziner geschlüpft ist, welcher Euch im Bildniß einen Wildenschweinskopf präsentirt?"

„Heiter, wie der Morgen, das ist unsere Moral; denn das Leben ist ein Wasser, das nicht wiederkommt," entgegnete der Schieferdecker und ging dem Freunde

mit voller Weinflasche entgegen. Schubart, in dieser Beziehung niemals träge, ließ den Mund vom Glase nicht ab, bis es auf den Grund geleert war.

An der Maske zeigte sich eine sonderliche Unruhe, als sie Schubart's ansichtig geworden war. Auch folgte sie ihm alsbald auf dem Fuße, als Schubart wieder in den Saal zurückging. Da er sich in eine Nische stellte, trat sie auf ihn zu und bot ihm die Urne dar, in welcher allerlei verschlossene Zettel lagen.

„Ich hab' dich vorhin schon erkannt, redete Schubart die Maske an, diese Haare, so schwarz wie Vogelbeer — —"

„Wem gehören sie?" fiel die Maske neckisch ein.

„Die dunkeln, sanft gezirkelten Augenbraunen, die so lieblichen Schatten auf die langen Augenlider werfen."

„Für wen sind sie so sanft gezirkelt?" gab die Maske wiederum zurück.

„Das sanfte Roth im Gesichte, das sich allmählig in blendender Weiße verschlüpft," fuhr Schubart zärtlich fort.

„Das im Grame eifersüchtiger Liebe bald erbleichen wird," fiel die Maske ein.

„Der Mund mit den kleinen weißen Zähnen und dieser Busen, das elastische Schwingbrett des Gauklers Amor."

„Mit Einem Worte Juliane, sehr geschmackvoller Herr Hofrath,“ fuhr die Maske mit voller Lache heraus.

„Wie kommst du hieher?“

„Es war mir zu langweilig zu Hause; die Frau Hofräthin sprach kein Wort und weint, wie alle Tage,“ entgegnete Juliane.

Diese mit gleichgültigem Tone vorgebrachte Erinnerung an die Thränen seines Weibes, welches dem Willen des Oberzollers zum Trotz endlich ebenfalls in Ludwigsburg eingetroffen war, schlug dem Treulosen an das Herz. „Du stellst die Zeit vor,“ sagte er mit gedrückter Stimme, „und mahnst mich dadurch, was aus mir geworden ist.“

„Ein Hofrath, so viel ich weiß,“ entgegnete Juliane leichtfertig und bot dem Zögernden wiederholt die Urne zum Zugreifen dar.

Schubart griff, um loszukommen, mit mechanischer Bewegung in die Urne, nahm einen der Zettel heraus und steckte denselben zu sich, indem er sich wieder unter das Maskengetümmel mischte.

Inzwischen hatten sich Bauer und seine Zechgenossen mit erneuten Kräften hinter ihrer Flaschenbrüstung aufgepflanzt und ein Spiel begonnen, welches eine besondere Liebhaberei des Schieferdeckers war. Es wurden nemlich schwierige Worte aufgegeben, um darauf einen passenden Reim zu finden, und dazu

einige Geldstücke ausgesetzt, welche derjenige ziehen durfte, der nach dem Urtheil der Zechbrüder den gelungensten Reim gefunden hatte. Diese gewaltsame Reimerei gab unter den lustigen Brüdern viel schallendes Gelächter und zog aus dem anstoßenden Saale viele Hörer herbei.

Zu solchen Ludwigsburger Festlichkeiten, wie diejenige, von welcher hier die Rede ist, pilgerten in der Regel auch die Mitglieder des benachbarten Landadels, um einige Tage in Saus und Braus zu verleben und dann, wenn sie mit leerem Kopf und schwerem Beutel gekommen waren, mit schwerem Kopf und leerem Beutel wieder auf ihre Güter zurückzukehren. Ein Hauptoriginal des damaligen schwäbischen Adels war der Graf von Adelmannsfelden, welcher in Gesellschaft eines alten Obersten mit einem Stelzfuß, Namens Ramsler, auf Hohenstadt in der Nähe von Ellwangen hauste. Dieser Ramsler befand sich ebenfalls auf der Redoute und hatte sich in den Kreis gemischt, welcher sich um den Tisch der lustigen Brüder drängte.

„Heda," rief der alte Stelzfuß, auf den Boden pochend, um durch solches Zeichen Stille zu gebieten, „ich bin der Schloßhauptmann des erlauchtesten Herrn Grafen Joseph Anselm Adelmann von Adelmannsfelden auf Hohenstadt und mein Name ist Ramsler. Hier sitzen drei Kronenthaler. Derjenige soll sie haben, welcher

auf meinen Namen einen erträglichen Reim findet. Kein Poet im ganzen heiligen Römischen Reich hat bisher das vermocht."

Ein solcher Zwischenfall kam dem Schieferdecker eben recht. „Da sitzen noch drei Thaler obendrein," rief er in seiner Weinlaune aus, „das wär' ein Bissen für dich, Schneider! Aber freilich — dazu braucht's mehr Philosophie als zum Apostel-Malen."

Bauer legte die Kronenthaler hübsch säuberlich auf einen Teller und darauf, vergnüglich um sich schauend, das Kinn auf den Knopf seines spanischen Rohres. Aber Ramsler — Amsler — Ramsler — hier standen die Ochsen am Berge. Da erschien Schubart; man machte ihm Platz wie einem Helfer in der Noth und kaum von der Sache in Kenntniß gesetzt, fing er sogleich aus dem Stegreif also an:

Auf Ramsler soll ich reimen Was —
Sechs Kronenthaler gilt der Spaß,
Drum kauf' ich mir ein neues Wams,
Dann hab' ich schon die Silbe „Rams";
Jetzt fehlt mir noch die Silbe „ler,"
Gebt eure Kronenthaler her!

Schubart steckte mit diesen Worten, von allgemeinen Beifallsrufen begleitet, die gute Prise zu sich. Der Bauch des Schieferdeckers schottelte vor Freude und der alte Oberst fühlte vor einem solchen Versemacher nicht geringen Respect.

„Wenn Ihr an Schloß Hohenstadt vorüberkommt," sagte er, treuherzig die Hand des Dichters schüttelnd, „so vergesset nicht, zu einem Glase Rothwein bei uns einzukehren."

Inzwischen verliefen sich die übersättigten Zecher. Schubart, ebenfalls im Begriff zu gehen, erinnerte sich des Zettels, welchen er aus der Urne gezogen, und lehnte sich im Scheine der Lampe an eine Säule, um nach dem Inhalte zu sehen.

„Bist Du innerlich oder äußerlich bedrängt, so erinnere Dich, daß die Kirche Deiner wartet und die Rückkehr zu ihr Dich erretten wird."

Das war der Inhalt des Zettels. „Dummes Zeug!" sagte Schubart vor sich hin und wollte aufbrechen. Als er sich umwandte, sah er dem Maler Schneider ins Gesicht, welcher von hinten, naseweis genug, in den Zettel gegafft zu haben schien.

„Das ist die römisch-katholische Kirche, welche sich am Ende der dummen Lutheraner erbarmen muß," lallte der Betrunkene.

„Schwarzer Pechvogel," entgegnete Schubart, „wer hat dich hierhergerufen?" —— „Viele Kreuze auf der Stirne; viele Teufel in der Brust," fuhr er lachend fort und zerriß den Zettel. Schon graute der Morgen, als er zu Weib und Kindern nach Hause zurückkehrte.

Siebzehntes Kapitel.

Zu der Zeit, von welcher wir erzählen, hatte sich ein sonderlicher Kauz in der Nähe von Ludwigsburg eingenistet. Es war ein durch Trunkenheit herabgekommener Schuster, welcher sich beifallen ließ, hier im Angesicht des Lustgetümmels der fürstlichen Residenz den Heiligen zu spielen. Er hatte sich zu diesem Behufe in dem Steinbruch, welcher vor dem Thore der Stadt an dem Wege nach Eglosheim lag, ein Loch gegraben und dasselbe zu einer Einsiedlers-Hütte zugerichtet. Die Aufstellung einiger katholischen Gebetbücher, die Ausschmückung der Wände mit einem Marienbild und Kruzifix und die Flamme einer Oel-Lampe im Hintergrunde sollte dem Loche die gehörige Weihe der Heiligkeit geben. Und der Erfolg bewies, daß diese Speculation auf die allem romantisch-mystischen

Spektakel nachlaufende Unterhaltungssucht der vornehmen Classen nicht übel war. Denn die improvisirte Einsiedlershütte eignete sich vortrefflich zum Wallfahrtsort und Stelldichein für die Höflinge und Hofdamen, die kunstbeflissenen Müssiggänger und schöngeistigen Windmacher. Welche Herzstärkung für die blasirte Genußsucht, wenn die lauernden Schelmen-Augen dieses Einsiedlers sich in den Verzückungen einer affectirten Frömmigkeit verdrehten und die Pech ausdünstenden Hände sich bald nach des Himmels Barmherzigkeit ausstreckten, bald mit krampfhaftem Gepolter die schuldbewußte Brust zerschlugen! Mit welch schnappender Inbrunst plapperte dieser lügenhafte Mund die eingelernten Gebete ab und mit welch hündischer Gier zog die Nase den Dampf der Speisen ein, welche nicht selten aus der Hofküche in diese Zelle der Entbehrung wanderten! So knurrt und schielt der zur Aufwartung dressirte Pudel nach dem Bissen, welchen ihm eine müssige Hand neckend zum Zeitvertreibe darreicht.

Der Pfarrer Gaßner, auf dem Wege in das Erzbisthum Ellwangen begriffen, wo er seine wandernde Wunderbude in vermehrter und neu illustrirter Auflage aufzuschlagen im Begriffe stand, konnte weder an einem so frivolen Hofneste, wie Ludwigsburg, wo das Pfaffenthum allezeit mystische Kukuks-Eier zum Ausbrüten bereit liegend erwarten darf, noch an der famösen Ein-

siedler-Hütte, wo dieselben Frömmigkeits-Geschäfte unter der Erde gemacht wurden, wie sie Gaßner auf der Erde machte, ohne Besuch vorüberkommen.

Wer ist der Mann, welcher dort mit sonderlicher Gravität aus dem Thore der Stadt Ludwigsburg schreitet? Diese gedrungene Gestalt ist von außerordentlicher Muskelkraft und würde einem Athleten Ehre zu machen scheinen, wenn nicht die auf dem Rücken über einander geschlagenen Hände, der bei gesenktem Haupte zu Boden geschlagene Blick, welcher sich manchmal forschend in die Höhe hebt, um diesen oder jenen Vorübergehenden zu fixiren, man möchte sagen, zu belauern, überhaupt die ganze Haltung des Daherschreitenden einen philosophischen Denker vermuthen ließen, der sich nebenbei auf physiognomische Studien legt. Der mit einer gewissen Entschiedenheit ausschreitende Fuß, dessen derbe Rundung durch den eng anliegenden schwarzseidenen Strumpf und den festgeschlossenen, mit silbernen Schnallen versehenen Schuh nur einen desto kräftigeren Ausdruck bietet, die breiten Schultern, für deren inwohnende Stärke auch das schwierigste Tagewerk nicht zu anstrengend scheint; der Kopf von auffälliger Größe, mit dem breit ins Fleisch gezogenen Gesichte und der weit gewölbten Stirne: all das würde den Mann des Volks andeuten; aber eine gewisse Künstelei, welche durch die Einfachheit und Demuth des Anzugs

blickt, dazu der um die Lenden geschlagene halbseidene Gürtel, von welchem der dunkle Leibrock bis über die Kniee im Faltenwurf herabfällt, endlich das an silberner Kette hangende, in Silber und Krystall gefaßte Partikel vom Kreuze des Erlösers, das in sehr ansehnlichem Umfang den Weg von der Schädelstätte bei Jerusalem bis auf diese Brust durch Jahrhunderte herab gefunden hat: all das muß wieder auf ganz andere Gedanken leiten. Der Mann mag etwa funfzig Jahre alt sein und trotz des nachdenklichen Ganges, den er einhält, liegt auf dem breiten Gesichte doch ein schmunzelndes Behagen, ja um den Mund scheint manchmal ein Lächeln voll Schelmerei und vergnüglicher List zu spielen.

Der Spaziergänger lenkt zu dem Steinbruch ein, welcher an der Eglosheimer Straße liegt. Wen anders könnte er hier besuchen wollen, als den Einsiedler in dem Steinbruch und wer von unsern Lesern sollte nicht längst errathen haben, daß der Besuchende kein Anderer ist, als der Herr Johann Joseph Gaßner, Pfarrer zu Klösterl im Erzbisthum Chur?

Der Einsiedler ließ sich diesmal überraschen. Zu dieser ungewohnten Stunde, in welcher die vornehme Ludwigsburger Welt der Ruhe nach dem Schmause pflegte, hatte er keinen Besuch erwartet und sich eben daran gemacht, ein Gericht Abfälle von fürstlichen

Leckerbissen zu verzehren, welche ihm eine barmherzige Hand aus der Hofküche hatte zukommen lassen.

„He — Meister Kilian —,“ rief Gaßner aus vollem Halse lachend, indem er einen ohnmaßen vergnüglichen Blick auf die volle Schüssel warf, welche der auf einer Steinbank unter dem Cruzifix sitzende Einsiedler im Schooße eingeklemmt hielt, „hätte ich doch geglaubt, Euch hier im Bußwerk zu betreffen, wie Ihr mit Brenn-Nesseln die schmerzenden Glieder peitschet; statt dessen verharret Ihr, den Magen fütternd, auch hier als Einsiedler zur Ehre Gottes in des Lebens Schusterpech!“

„Was? wie? So — Ihr seid's, Herr Pfarrer? Wo kommt denn Ihr her, Herr Pfarrer?“ entgegnete der Betroffene, welchem der hölzerne Löffel, aus dessen rauher Höhlung er die fürstlichen Leckerbissen zu sich führte, vor Verwunderung im Munde stecken blieb.

„Ich bin es, wie Ihr sehet,“ erwiederte Gaßner, den Einsiedler von Kopf bis zu Fuß mit Spott und Wohlgefallen musternd, „zunächst komme ich von Ludwigsburg, wie Ihr Euch denken könnet, Meister Kilian.“

„Und wohin geht die Reise, wenn man fragen darf? Werdet Ihr Euch länger in der Gegend verweilen und was wollet Ihr da machen?“ fuhr Kilian, welchem der Pfarrer nicht besonders willkommen zu sein

schien, theils zur Verdeckung seiner Verlegenheit, theils aus pöbelhafter Neugier fort.

„Habet keine Sorge," gab der Pfaffe lachend zurück, „ich werde allhier Euch keine Concurrenz machen. Mein Weg geht weiter und überall, wo ich hinkomme, treibe ich die Teufel aus und heile die Menschen von ihren Gebresten."

„Das wäre!" — versetzte der Einsiedler, den Spott nun seinerseits erwiedernd. „Wenn Ihr alle Kranken gesund machet, die Euch in den Weg kommen, und dazu noch überall die Teufel austreibet, Gott weiß es, da habt Ihr's weit gebracht."

„Was ist da hoch zu verwundern?" entgegnete der Pfaffe, „erinnert Ihr Euch nicht mehr der Zeit, da wir beide im Schweizer-Lande lebten, ich als Pfarrer im Bisthum Chur und Ihr als ehrlicher Schuster im Kanton Schwyz. Habe ich da nicht die Ochsen, Schafe, Schweine und Esel der ganzen Umgegend, die doch keinen Glauben haben, gesund gemacht: warum sollte es mit den Menschen weniger gelingen?"

„Ich spüre just Etwas wie Magendrücken," fiel der Einsiedler ein, die halbgeleerte Schüssel bei Seite setzend, „und wäret Ihr, Herr Pfarrer, nicht allezeit so freundlich gegen mich gesinnt gewesen, so müßte ich vermuthen, daß Ihr mir eben einen Eurer ausgetriebenen Teufel in den Magen commandirt habt. Ich

wünsche Euren Kuren in den deutschen Landen nur, Herr Pfarrer, daß die Manipulationen, deren Ihr zum Zweck der Heilungen bedürfet, nicht mitunter von so unwillkommenen Folgen wie im Bisthum Chur begleitet sein möchten."

„Euch plagt der Mittags-Teufel, wie mir scheint," gab Gaßner, von einer leichten Zornröthe angeflogen zurück, „der Keteb genannt, welcher den Menschen nach dem übermäßigen Genusse von Speisen und Getränken zum Uebermuthe reizt. Ich muß Euch ersuchen, Meister Kilian, daß Ihr den Unterschied nicht vergesset, der zwischen mir und Euch besteht."

„Eure priesterliche Würde in allen Ehren gehalten, Herr Pfarrer," versetzte der Einsiedler, „aber zürnt nicht, wenn mir unwillkürlich die beiden Bälge ins Gedächtniß kamen, welche Ihr seiner Zeit bei mir unterbrachtet. Ich muß sagen, ich habe sie immer lieb gehabt."

„Meister Kilian," entgegnete Gaßner mit sehr ernsthafter Miene, zum Zeichen des gebotenen Stillschweigens den Zeigefinger der rechten Hand fest an die Lippen drückend, „das leidet, ich sag' es Euch beim Kreuze des Erlösers, das leidet jetzt das Athemholen nicht!"

„Nicht so ernst, Herr Pfarrer, das ist ja nun gar lange her," erwiederte der Einsiedler, in dessen

Gesicht die Schadenfreude darüber nicht unschwer zu lesen war, daß er durch die Mitwissenschaft eines Geheimnisses den Pfaffen in seiner Gewalt habe.

„Ihr habt Recht," fiel Gaßner mit sauersüßer Freundlichkeit ein, sich neben den Einsiedler auf die Steinbank setzend und denselben auf die Schulter klopfend, „der Nacht-Teufel, Asmodäus genannt, mußte mir's damals (ich war noch jung, wie Ihr wisset) angethan haben."

„Haha," fiel der Einsiedler ein, „derselbe, von welchem Ihr früher häufig sagtet, daß er sich in der Gestalt eines halben Menschen und halben Bockes zeige und sich gern an trockenen und dürren Orten aufhalte."

„So ist's," betonte der Pfaffe, „in locis siccis et aridis."

Diese langsam vorgebrachte lateinische Formel gab für Gaßner die Brücke ab, um das Gespräch in eine angemessenere Strömung überzuleiten.

„Was Ihr da Bälge nanntet, Meister Kilian, ist indessen wacker zur Fülle menschlicher Gestalten aufgeschossen. Ihr werdet Euch in Bälde persönlich davon überzeugen. Julianchen wenigstens kann jeden Augenblick erscheinen; denn ich habe sie hierher in diese Zelle zu einer Unterredung beschieden."

„Desto besser," gab der Einsiedler zurück, indem

er eine unter der Steinbank verborgene Flasche hervorholte, welche voll gebrannten Wassers war, und einen herzhaften Schluck aus der Höhlung zog, „es soll mich freuen, das schmucke Ding wieder zu sehen. Sie fing gerade an flügge zu werden, als ich noch in meinem Schwyzer Häuschen einen hölzernen Stiefel als Schild zum Fenster ausgehängt hatte.“

„Sie schlägt dem Vater nach,“ schmunzelte der Pfaffe, „Ihr werdet Euch verwundern, wie sauber sie geworden ist.“

„Hätte ich,“ fiel der Einsiedler mit verschmitztem Lächeln ein, indem er eine tüchtige Ladung Schnupftaback seiner impertinent blaurothen Nase zuführte, „nur noch drei solche Kunden im Kanton Schwyz gehabt, wie der junge Herr war, der eine Zeit lang bei Euch in Klösterl wohnte und sich so emsig Stiefel bei mir anmessen ließ, ich wäre nicht bis hieher in einen schwäbischen Steinbruch gelangt und hätte niemals zu spüren bekommen, wie eine Einsiedlers-Kutte den Gliedern thut. Wie hieß nur der Herr? Er hatte einen gar vornehmen Namen, wie mich dünkt.“

„Ihr meint den jungen Grafen Emil v. Schmettau, welcher in dem Pfarrhaus zu Klösterl, so lange Juliane noch in Eurem Hause war, mit Hilfe der Waldluft und meiner Benediction körperlich mehr zu Kräften kommen sollte. Ihr erinnert Euch, daß ich

für gut hielt, Julianen in einem Frauenkloster unterzubringen, ehe die Kur an dem jungen Grafen vollendet war."

„Ja freilich erinnere ich mich," fiel der Einsiedler ein, das Gedächtniß mit einem neuen Zuge aus der Flasche auffrischend, „wir sind hier unter uns, beliebt Euch nicht auch ein Schlückchen, Herr Pfarrer? Diese Gottesgabe kömmt aus einem vornehmen Hause und ist für den Magen ganz vortrefflich."

„Ist Dankes werth," entgegnete Gaßner abwehrend, „aber es giebt einen andern Liebesdienst, dessen Gewährung ich von Euch erwarte."

„Und der wäre?" fragte der Einsiedler, indem er einen stechend lauernden Blick auf den Pfaffen warf.

„Ich reise von hier nach Ellwangen," entgegnete Gaßner mit einer Ruhe, aus welcher der aufhorchende Einsiedler alsbald die Drohung erkannte, „es mag wohl sein, daß Ihr Vieles von mir höret und dazu erfahret, wie groß mein eigener Einfluß und die Macht derjenigen geworden ist, mit welchen ich in Verbindung stehe. Wir haben viele und weitreichende Hände, Ohren an allen Wänden und unsichtbare Kanäle, deren Ein- und Ausgang kein uneingeweihter Mensch erkennt. Was brauch' ich's Euch zu sagen? Das wisset Ihr lange, Meister Kilian. Schwöret mir ohne Säumen

hier bei dem Kreuze des Erlösers, daß Euer Mund über Alles, was Ihr aus meinem Leben wisset, stumm sein und so stumm bleiben wird, wie das leidige Grab."

Gaßner hatte sich bei diesen mit drohendem Ernste ausgesprochenen Worten von der Steinbank aufgerichtet und deutete mit finster befehlender Miene und ausgestreckter Hand auf das an die Wand geheftete Kruzifix. Der Einsiedler, vor dieser dunkeln Uebermacht sich beugend, war so weit entfernt, seinen frivolen Ton wiederzufinden, daß er vielmehr zaghaft zusammenfuhr und nur die Worte hervorzustottern wußte: „Sprechet nur, was ich schwören soll; ich werde schwören, was Ihr wollet."

In diesem Augenblicke erschien an dem Eingang der Zelle eine weibliche Gestalt von ausgezeichneter Schönheit und die Leistung des verlangten Schwures ward dadurch unterbrochen.

Achtzehntes Kapitel.

Klapp, klapp — und Juliandhen war in die Hütte zwischen die Männer gerauscht.

Obwol Juliane, diese schöne Frucht des priesterlichen Exorcismus, welchen Gaßner dereinst wider die Kopf-, Zahn- und Seitenschmerzen seiner Pfarrkinder zu Klösterl verwendet, die erste Erziehung in der gemeinen Umgebung des Schusters Kilian und seiner Familie erhalten hatte, so war sie doch von Natur so reich mit jenen Eigenschaften einer koketten Weiblichkeit ausgestattet, welche sich in überraschend kurzer Zeit der geselligen Umgangsformen und ihrer gewandten Handhabung zu bemächtigen weiß, daß sie die Mängel der empfangenen Erziehung, wenigstens im äußerlichen Auftreten, vollkommen auszugleichen verstand. Ihre erste Uebung in Behandlung der Männerherzen hatte

sie mit nicht geringem Glück an dem jungen Grafen v. Schmettau angestellt und wenn auch die geschlossenen Thore des Frauenklosters eine Unterbrechung in diese weiblichen Studien gebracht hatten, so war für die Entwickelung einer männerbesiegenden Naturanlage die Einsamkeit der Nonne doch eher günstig als hinderlich gewesen. Denn dem schnippischen Wesen ward dadurch etwas Interessantes beigemischt und die neckende Koketterie hatte sich durch die fromme Uebungszeit auch zum Schwärmen und Schmachten eingelernt, so daß Julianen der von der Frivolität zur Sentimentalität und von der Sentimentalität zur Frivolität überspringende Liebreiz gleich geläufig war.

Der Einsiedler verwunderte sich nicht gering, als er der reizenden Gestalt ansichtig ward, welche sich aus dem seinem Hause anvertrauten „Balge“ entwickelt hatte, in Pfarrer Gaßner aber wechselten in unbestimmter Mischung die zärtlichen Gefühle des Vaters mit den begehrlicheren Empfindungen eines Mannes, welcher auf die Genüsse des Lebens zu verzichten nicht gemeint ist und ein weibliches Geschöpf sehr reizend findet.

Das leichtfertige Wesen Julianens ward nicht wenig erhöht durch die hohen Absätze, welche sie mit besonderer Vorliebe an den Schuhen trug. Dieser vorgestreckte kleine Fuß, dessen Niedlichkeit durch den Stelzschuh verdoppelt wird und der spielend die gefährlich-

sten Schlüsse provocirt, und gar dieser stelzende Gang, welcher den Saum des Kleides je nach dem Willen der Trägerin emporwirft, — das sind Dinge, welche in keines Philosophen Buche stehen, aber mehr vermögen, als viel gründliche Philosophie, ja sogar, wie Juliane täglich an Schubart bewies, mehr als des Professors Michaelis vortreffliche Bibel-Uebersetzung.

Pfarrer Gaßner fühlte sich recht warm in der Wolle, als das hübsche Kind neben ihm Platz genommen hatte.

„Daß du ohne mein Wissen aus dem Kloster ausgeflogen bist, Juliandchen," sagte er mit schmeichlerischem Lächeln die Hand des Kindes ergreifend, „das soll dir verziehen sein, wenn du nur das dir aufgelegte Bußwerk gewissenhaft verrichtet hast."

„Buße? Bußwerk?" fragte Juliane mit schelmischer Betonung, „daß ich nicht wüßte!"

„Nun, Juliandchen, wie befindet sich der Hofrath Schubart? Du hast versprochen, mir haarklein zu erzählen, was du von ihm weißt."

„O Maria und Joseph!" schäckerte die Gefragte, „das ist ein Freigeist, welcher mit dem Kopfe gegen alle Wände rennt."

„Bis er in den Mauern stecken bleibt," bemerkte Gaßner. „Das sind die unter das Joch fügsamsten Stiere, welche von natürlicher Wildheit toll in jeder

Ecke sich verrennen und die man dann weidlich an den Hörnern packt, um sie zu retten."

„Ja ja," fuhr Juliane fort, „der Herr Hofrath wäre einer eigenen Rettungs-Compagnie bedürftig, welche beständig Wasser in Eimern beischleppt, um ihn zu löschen."

„Wohl" — bemerkte Gaßner lachend — „man muß mit tüchtiger Wasserladung an ihn kommen, bis er weich wird. Und wie steht es mit den ökonomischen Verhältnissen dieses feurigen Hofraths? Ist die verzehrende Flamme, mein' ich, auch im nervus rerum bei ihm Meister?"

Der Pfaffe begleitete diese Frage mit einer ebenso pöbelhaften als schadenfreudigen Geberde und der im Hintergrund kauernde Einsiedler schnitt dazu eine Grimasse, als ob er an Bauchgrimmen litte.

„Auf sieben fette Kühe kommen regelmäßig sieben magere," erwiederte Juliane, „die Fluth ist kurz und die Ebbe sehr lang."

„Wie ist's mit Weib und Kindern?" fuhr der Pfaffe fragend fort.

„Viel Liebe und noch mehr Zank. Er ein Brausekopf, sie ein beschränktes Weib: und die Kinder rathlos in der Mitte."

„Und wie sieht des Organisten Herr und Meister, unser gestrenger College, der Spezial Zilling dazu?"

„Der steht am Eingang des Hauswesens," antwortete Juliane auf die spöttisch vorgebrachte Frage, „wie der schwarze Kater mit emporgesträubtem Rücken und gierig schnüffelnd, wie er die aus ihrem Verstecke unvorsichtig nach dem Speck auslangende Maus verschlinge."

„Diese Karte ist nicht übel gemischt," bemerkte der Pfaffe mit Befriedigung, „da wird die Zeit das Uebrige thun. Wie steht es aber mit Julianchen, wenn man fragen darf?"

„Julianchen hilft sich," entgegnete das Mädchen mit verschmitztem Lächeln, „zwischen der Zuneigung des Herrn Hofraths und der Abneigung der Frau Hofräthin leidlich durch, und wenn bei Ihnen (Ihre Hände reichen ja so weit, viel weiter als man denken sollte) eine Bitte für den Freigeist gestattet ist, so nehmen Sie denselben, wo sich Gelegenheit bietet, in Schutz und Obhut. Denn glauben Sie, er ist, obwol Lutheraner, doch ein im Grunde herzguter und liebenswürdiger Mann."

„Du nichtsnutziges, dem klösterlichen Nest zu früh entflognes Täubchen," rief Gaßner aus, „was würde die Frau Hofräthin sagen, wenn sie eine solche Lobrede auf ihren Mann zu hören bekäme!"

In der That hatte Juliane, welcher in diesem Augenblicke das unbewachte Herz auf die Zunge ge-

treten war, ihre Schutzrede für Schubart mit einer so weichen Innigkeit des Tones vorgebracht, daß die beiden in geistliche Kleidungen verhüllten Schelme, welche hier in einer Einsiedler-Hütte beisammensaßen, sich gegenseitig unwillkürlich mit Blicken voll spöttischer Frivolität und Lüsternheit maßen und der Einsiedler, in welchem die Liebhaberei des gewesenen Schusters für die „edle Dichtkunst“ zu erwachen schien, folgende Strophe eines alten, in seiner Heimath viel gesungenen Volksliedes vor sich hinsummte:

Gott geb' ihm ein verdorben Jahr,
Der mich gemacht zur Nonnen!
Der mir den schwarzen Mantel gab,
Den weißen Rock darunter!
Soll ich 'ne Nonne werden
Dann wider meinen Willen,
So will ich auch einem Knaben jung
Seinen Kummer stillen,
Und stillt er mir den meinen nicht,
So wird es mich verdrießen!

Juliane fiel heiter und ohne Bedenken, obwohl um des Ortes willen, wie es schien, mit etwas unterdrücktem Summen, in den Schlußreim des auch ihr aus den Jugendjahren wohlbekannten Liedes ein.

Dem Pfaffen Gaßner ging eine so plötzliche Abschweifung in das blumige Gebiet der Volkslieder denn doch zu weit. Den Ernst einer väterlichen Amtsmiene

sammelnd, fuhr er zu dem Kinde gewendet fort: „Und was liegt, Julianchen, in deinem ferneren Lebensplane? In Ludwigsburg kannst du doch nicht versauern wollen, so wenig als Ignatz in Geißlingen verderben durfte."

„Zu sauer," fiel das Mädchen lächelnd ein, „hat mir's bis dato in Ludwigsburg nicht gedäucht; auch hab' ich noch an keinen Lebensplan gedacht, sondern lasse den lieben Gott walten, wie ihm's gefällt."

„Wenn es nun Gott gefiele," — gab Gaßner mit einem forschenden Blicke auf Juliane zurück, — „daß du deinen Aufenthalt wie im Frauenkloster, so zu Ludwigsburg, nur als eine Lehrzeit zu betrachten hättest und zu höheren Dingen berufen wärest?"

„Wie so?" fragte Juliane aufmerkend.

„Daß du," fuhr Gaßner, ohne auf die Unterbrechung zu achten, in gleichem Tone fort, „aus der bürgerlichen Einfachheit um ein paar Stufen höher stiegest und diese Einförmigkeit hinter dir lassend in glänzenderen Lebenskreisen dich bewegtest?"

„Was mag das sein?" fiel Juliane immer verwunderter und in einer Stimmung ein, als ob ein gaukelndes Licht aus der Ferne vor ihren Augen flimmerte.

„Daß du," schloß der Pfaffe mit derselben ernsten Tonlosigkeit, „den Grafen Emil wiedersähest und dich

in die Umgangsformen der Gesellschaft einlerntest, in welchen er durch die Gunst der Geburt zu Hause ist.“

Ueber das Gesicht Julianens fuhr, als sie den Namen des Grafen Emil nennen hörte, ein heiterer Strahl der Erinnerung und lebhaft schienen ihre Gedanken jener Zeit der ersten Jugendjahre zugewandt, welche für jedes menschliche Gemüth die lockenden Geheimnisse eines Zaubergartens in sich bergen. Selbst den durch die krummen Wege der Trunkenheit in die Hütte eines Einsiedlers verschlagenen Schuster überkam das Gedächtniß an die heimathliche Werkstätte, in welcher er sich so oft mit der schweren Mühlichkeit des Hammers, den der den Müssiggang liebende Mann träg genug auf die mit Nägeln zu beschlagenden Schuhe fallen ließ, durch die Ableierung eines Gassenhauers zu versöhnen gesucht hatte. Im Angesicht der Wirkung, welche der Name Emil so eben auf Juliane geäußert hatte, summte er die Worte vor sich hin:

Das Feuer kann man löschen,
Es brennet nimmermehr;
Die Liebe nicht vergessen
Je nun und nimmermehr.

Gaßner nahm mit Zuversicht an, daß er hier gewonnenes Spiel habe und sagte in so entschiedenem Tone, als ob es eine längst ausgemachte Sache gälte: „Noch ein paar Wochen magst du hier bleiben; dann

wird dich Ignatz nach Schwetzingen begleiten, wo Graf Emil sich freuen wird, dich zu begrüßen. Was du während deines dortigen Aufenthaltes zu beobachten hast, darüber werden wir auf dem Heimwege noch weiter mit einander reden."

Dem Pfaffen war in der Aussicht auf das Gelingen der fein gesponnenen Pläne, mit welchen er sich zur Ehre seines von allen Seiten gefährdeten Ordens trug, so wohl wie dem Fische, welcher aus der Tiefe aufgeschossen sich an der Oberfläche des Wassers sonnt. In jener frohen Laune, die auch dem Geizhals zu statten kommt, wenn er einen ungerechten Gewinn eingestrichen hat, unternahm er, als Juliane die begehrliche Bedenklichkeit äußerte, ob sie sich in dem Sammet, der Seide und den Brabanter-Spitzen der neuen Lebensstellung auch gehörig werde bewegen können, nichts Geringeres, als der Schönen Anleitung in einer zweckmäßigen Koketterie zu geben.

„Was magst du nur Bedenklichkeiten haben," bemerkte Gaßner, „glaube, das lernt sich ganz von selbst! Käme es darauf an, so wollte ich selbst, ein Mann in Weiberkleidern, die dir zugetheilte Rolle leidlich spielen."

„Das möchte ich doch auch sehen," meinte der einsiedlerische Schelm, indem er seine rothe Nase in vergnüglichem Spott herüber nach dem Pfaffen wandte.

„Willst du einen Mann, an dessen Gunst dir gelegen ist," so fing Gaßner seine Belehrung an, „für dich gewinnen, so fang' es schmachtend an, indem du das halbfrisirte Köpfchen mit einem fein gestickten Bonnet en demi ajusté bedeckst und dasselbe — siehe, Julianchen, etwa so — mit zierlicher Melancholie zur Seite neigst."

„Herr Pfarrer, Ihr sprechet ja französisch," fiel Kilian mit unterdrücktem Lachen ein.

„Hat das Schmachten etwas verfangen," fuhr der Pfaffe fort, „so magst du bald stolzer mit den Spitzen und Blumen arbeiten, welche sich auf der gepuderten hohen Frisur befinden."

„Man muß gestehen, Sie haben die Mode tüchtig inne," bemerkte Juliane lachend.

„So gut als das Brevier," fügte Kilian bei.

„Bedeutende Wirkung," fuhr Gaßner fort, indem er vorzeigend seinen Leibrock mit den Fingerspitzen anfaßte und sachte schüttelte, „thut auch der blaßrothe Atlaß, welcher die schlanken Glieder umbauscht, wenn du denselben brav knistern lässest und die eingewirkten Blumenguirlanden bald ganz dem Auge bloßstellst, bald halb im Faltenwurf verhüllst."

„Ah —" rief Juliane beim Gedanken an solche Kleiderpracht in einer wunderlichen Mischung der Gefühle aus.

„Ob du den Arm,“ belehrte Gaßner weiter, „so oder so, um seine Rundung zu zeigen oder zu verbergen, aus den mit Spitzen besetzten Aermeln schauen lässest, ob du einen blauroth= oder grünseidenen Fächer trägst und ob du so oder so denselben wendest, welche Höhe und Farbe du den Absätzen an den Rosettenschuhen giebst, das hängt von den Umständen ab und eine diesen Umständen entsprechende Wahl wird jedenfalls dazu dienen, die eingeleitete Verwickelung glücklich weiter zu führen.“

„Was man nicht erleben kann!“ meinte der Schuster Kilian, seine Verwunderung mit einem tüchtigen Zuge aus der Branntweinflasche niederkämpfend.

Der Pfaffe aber, in seinem Behagen immer kecker werdend, zögerte nicht, auch seine letzte Weisheit preiszugeben.

„Zum Schlusse führen aber muß die Sache,“ fuhr er fort, die Hand auf die mit der Kreuz=Partikel geschmückte Brust legend, „sieh' Julianchen, hier diese Region. Mächtig zieht der postillion d'amour die Augen aller Männer an und je nach der Farbe der Bänder, aus welchen du diese Brustschleife knüpfst, scheinen daran die Teufelchen der Liebe lebhafter oder langsamer auf= und niederzusteigen. Kopf und alle Sinne vollends gefangen nehmen wird die Respectueuse und ich kann es billig deinem Geschmacke überlassen, ob du Spitzen

oder Filet oder welch anderem durchsichtigen Zeuge für diese verrätherische Busen-Bedeckung den Vorzug giebst. Und bist du endlich deiner Sache gewiß und willst den Mann knieend zu deinen Füßen sehen, so wähle für den bis über die Hälfte aus dem Atlaß hervorquellenden Busen keine weitere Verkleidung mehr, als den mit Gummi angehefteten Assassin und was nichts weiter als ein gemeines Schönpflästerchen scheint, wird die Kunst der Bezwingung aller Männerherzen, wird deine Unwiderstehlichkeit vollenden." —

Sämmtliche Glieder dieser sauberen Gesellschaft hatten eben gute Lust, in ein lautes Gelächter auszubrechen, als man von draußen Schritte gegen die Hütte nahen hörte. Da fiel der Einsiedler auf die Kniee nieder und fing den Rosenkranz zu beten an; der Pfaffe aber bekreuzte sich und verließ in Begleitung Julianens die Steinhütte mit den Geberden der Andacht und inneren Zerknirschung.

Neunzehntes Kapitel.

Es ist ein Festtag, welchem der Himmel durch sonnige und ungetrübte Klarheit eine wirklich festliche Weihe giebt. Auch nicht durch ein Wölkchen ist die Bläue des Horizonts befleckt. Wie lockt das die Einwohner der Stadt Ludwigsburg aus ihren Häusern, um sich im Sonnenscheine zu erfreuen! Und wunderlich — was scheint hier der Hauptversammlungsort der eleganten Welt? Auf dem freien Platze, der sich vor der Hauptkirche in Ludwigsburg befindet, drängen sich Damen und Herren im Genuß des schönen Tages und in flüsternden Gesprächen, um — wie es scheint — den Prediger nicht zu stören, dessen Stimme mit den abgestoßenen Worten von Zeit zu Zeit, fast wie ein warnendes Gebell, aus dem innern Raum der Kirche schallt.

„Es kann nicht mehr zu weit von der eilften Stunde sein,“ sagte die Frau von Türkheim, welche in Gesellschaft der Frau Generalin von Wimpfen und ihrer Schwägerin, der Frau von Königseck, auf dem Vorplatz der Kirche ihre Morgenpromenade machte, „der Herr Spezial scheint heute wieder kein Ende finden zu können.“

„So viel man hört, predigt er von Adam und Eva im Paradiese,“ fügte die Frau v. Wimpfen bei, „von dem Baume mit der verbotenen Frucht und der Verführungskunst der Schlange.“

„Vom Apfelbisse und dem ersten Sündenfall,“ ergänzte lächelnd die Frau v. Königseck, „da mag es noch eine gute Weile währen, bis der Organist das Orgelspiel beginnt.“

„Es ist wahr, dieser Schubart ist überaus reich an guten Einfällen,“ sagte der Graf v. Puttbus, welcher in Begleitung des Barons v. Rechberg in einiger Entfernung von den drei Damen daherkam, „man muß gestehen, er trägt unendlich viel zum Amüsement der guten Gesellschaft bei.“

„Kein Zweifel,“ erwiederte der Baron, „auch ich habe mich an dem Trabuschi sehr ergötzt. Das Cantate, welches er unter diesem italienisch klingenden Componisten-Namen zur Ausführung auf das Kirchenfest den Italienern der Oper vorlegte, ist vortrefflich

und wie komisch war die Uebertölpelung, als die auf alles Italienische blind verfessenenen Sänger zum guten Schlusse die Aufforderung erhielten, sie möchten den Namen ihres italienischen Landsmanns doch einmal umgekehrt lesen! Doch Sie kennen den genialen Organisten besser als ich selbst; denn Sie haben, wie ich höre, bei Schubart Unterricht im Flügel."

„Ja im Singen mit Flügelbegleitung," bestätigte der Graf, „Sie wissen, es gehört jetzt so zum guten Tone und wer wollte anstehen, in die Zahl der Schüler einzutreten, deren Kreis durch den Glanz der Schönheit von Damen, wie den Frauen von Türkheim, Wimpfen und Königseck geadelt ist?"

„Der Pastor zappelt sich noch beim Eingang des Paradieses an dem Racheschwert des Engels ab," spöttelte der Opernsänger Jomelli, welcher der Mittelpunkt der nächstfolgenden Gruppe schien, in der sich die Sänger Aprili und d'Ettore sammt dem Balletmeister Noverre befanden, „oder daß ich's besser sage, er steht noch mit abwehrendem Schwert vor der Orgelphantasie, welche der lustige Hofrath uns bald zum Besten geben wird."

„Ich will gerne sehen," erwiederte der auf Jomelli immer eifersüchtige Aprili, „ob er eine Bach'sche Phantasie oder eine Opern-Arie von Herrn Jomelli zur Schluß-Erbauung der Kirchengänger wählen wird."

„Sie erinnern mich eben recht," fiel Jomelli begütigend ein, „Ihre Cavatine in der gestrigen Oper, Herr Aprili, war wirklich bewundernswürdig vorgetragen."

In diesem Augenblicke wurden die bald mit lauterer, bald mit leiserer Stimme geführten Gespräche der bunten, auf dem Vorplatz der Kirche sich bewegenden Gruppen durch einen sonderbaren Zwischenfall unterbrochen. Man hörte den Prediger in der Kirche mit wahrer Stentorstimme rufen: „Marsch 'naus zum Paradies, marsch! marsch! marsch!" Darauf trat eine auffallende Stille in der Kirche ein und man hörte, daß der Prediger im gewöhnlichen Conversations-Tone einige Worte von der Kanzel herab redete. Dann öffnete sich sachte eine der Kirchenthüren, aus welcher ein Pudel mit eingeklemmtem Schwanze schlich. Das verscheuchte Thier rannte, überall den Boden mit suchender Angst beschnüffelnd, unter den Spaziergängern umher, bis es sich wedelnd zu den Füßen des Schieferdeckers Bauer niederlegte, welcher hier, so wenig als sein großer Stock, natürlich nicht fehlen konnte und in welchem das getröstete Thier einen alten Bekannten begrüßte. „Das ist des Schubart's Hund," rief der Schieferdecker mit wenig Rücksicht auf die Andacht der Zuhörer in der Kirche aus, „ich hab' es ja immer gesagt: der Kerl hat keine Philosophie!"

In der That hatte sich das Thier, seinen Herrn suchend, während des Gottesdienstes in die Kirche einzuschleichen gewußt und war eben, als der Eiferer auf der Kanzel den Paradies-Engel mit dem Racheschwerte durch das Marsch! marsch! redend einführte, in der Nähe des Altars erschienen. Als der Spezial eines so unerwarteten Störers ansichtig geworden war, hatte er dem Meßner von der Kanzel herab befohlen: „Meßner Zilling, bring' Er diesen Hund hinaus. Wer diesen Hund in die Kirche gebracht, ist unvernünftiger als dieses unvernünftige Thier.“ Der Meßner aber war der Bruder des Pastors Zilling.

Der Gottesdienst ging nach dieser Störung rasch seinem Ende zu. Innerhalb der Kirche war wenig Andacht mehr und außerhalb derselben vermehrte sich das Gekicher und Geflüster.

„Ja wahrhaftig, es war ein herrlicher Abend,“ sagte die Frau von Wimpfen, welche das Gespräch mit ihren Begleiterinnen wieder aufgenommen hatte, „ich habe Seine Durchlaucht noch niemals so gnädig gesehen. Die Geschenke, welche der Herr Herzog in einer Zeit von weniger als fünf Minuten an die anwesenden Damen austheilte, hatten einen Werth von mehr als 50,000 Thalern.“

„Ach — wie geschmackvoll sind aber auch diese

Kleinodien," fiel die Frau v. Königseck ein, „und wie feenhaft dieser Zaubergarten, in dem sie uns gereicht wurden!"

„Da stimme ich vollkommen bei," bestätigte die Frau v. Türkheim, „dieser über der herzoglichen Orangerie errichtete Glaspallast, welcher jetzt von der Aufführung der wundervollsten Kunstwerke wiederhallt, ist das Großartigste von den vielen großartigen Dingen, welche die dießjährige Saison ausgezeichnet haben. Dieser aus tausend und abertausend Lampen gebildete Sternenhimmel, dessen Glanz der wunderbare Bau von allen Seiten zurückwirft, diese zahlreichen Bassins, welche die wohlthuendste Kühlung durch das auf den Blumenbeeten ruhende Flammenmeer tragen und dazu diese gottvollen Töne, Jomelli's Feuer, Aprili's Schmelz, d'Ettore's Gefühl — —"

„Unsern Lehrer Schubart nicht zu vergessen," fiel Frau v. Königseck lächelnd ein, „er spielt den zweiten Flügel im Orchester doch vortrefflich."

Kaum hatte Frau v. Königseck die letzten Worte über die Lippen gebracht, als plötzlich in- und außerhalb der Kirche das allgemeine Schweigen einer erwartenden Spannung eintrat; denn der Spezial Zilling hatte endlich den Kanzelstuhl verlassen und der Organist Schubart war auf den Orgelstuhl gestiegen. Wie

er zu thun pflegte, so fing er auch heute mit der größten Ruhe zu spielen an, erwärmte sich aber bald und gerieth, von seiner außerordentlichen Meisterschaft über das Instrument getragen, in solches Feuer, daß er auch den kältesten Zuhörer mit sich fortriß. Wie künstlerisch stufenweise verstand er den Hörer, durch geschickte Auswahl der Register, bis zum lauten Aufjauchzen des Instruments durch Belebung aller Register emporzutragen, und wie herzerhebend, hochgeflügelt war das Allabreve, womit er den Ausgang der Zuhörer aus der Kirche zu begleiten wußte! Es war wahrhaftig kein Wunder, daß unter den Händen dieses Organisten die Kirche zu Ludwigsburg mit den Zaubern eines Conzertsaals umgeben schien und daß man, namentlich von Seite der Gebildeten vorzog, lieber zum Nachspiel des Organisten als zur Strafpredigt des Geistlichen zu kommen.

„Dieser Mensch hat doch außerordentliche Talente," sagte der Graf v. Puttbus im Nachhausegehen zu dem Baron v. Rechberg.

„Wohl —" erwiederte der letztere, „aber er hascht überall, wo nur drei Menschen beisammen sind, nach Effekt und es wird ihm um deßwillen trotz aller Talente nicht gelingen, eine Stelle in der Zukunft zu behaupten."

Der Spezial Zilling stellte sich an diesem Tage noch wortkarger und ingrimmiger an als sonst, während sein Bruder, der Küster, unter tiefen Bücklingen (denn so verlangte es der geistliche Herr) das nach jedem Gottesdienst gewöhnliche Geschäft an ihm verrichtete, den Kirchenrock seinen hochwürdigen Schultern abzunehmen.

Zwanzigstes Kapitel.

„Nein — Geduld! — noch länger! — nein, das geht über menschliches Vermögen. Da bete ich, da seufze ich und suche Ruhe der Seelen. Aber kein Gehör, weder bei Gott noch bei Menschen. O was leide ich, hab' Erbarmung, lieber Gott!"

In dem Weibe, welches diese Seufzer der Verzweiflung ausstößt, erkennen wir Schubarts Gattin. Die Stunde der Mitternacht ist bereits vorüber und hier sitzt sie wach und allein, wach und allein mit ihrem Kummer. Jetzt gedankenlos und unverwandt in das auf dem Tisch stehende Licht schauend, dann die Hände faltend und die Augen mit flehentlichen Blicken aufwärts richtend, hierauf wieder schlaff die Arme senkend und in den Boden stierend — ist sie ein leibhaftes Bild des Grams zu nennen.

„O hab Erbarmen, lieber Gott!“ ruft sie von neuem aus, verhüllt das Angesicht in einem Tuche und erleichtert sich schluchzend mit einem bittern Thränenstrom.

Helene mochte einige Minuten in dieser kummervollen Lage verharrt haben, als sich von der Treppe her ein lärmendes Geräusch vernehmen ließ. „Das ist er!“ fuhr sie auf, trocknete die Augen mit hastiger Bewegung, um die vergoßnen Thränen zu verwischen, nahm das Licht vom Tische und trat, um zu leuchten, unter die geöffnete Zimmerthüre.

Schubart befand sich in nicht wenig erhitztem Zustande; denn er hatte den Abend als Gast an einer jener Tafeln zugebracht, an welchen die Freude wesentlich in einer künstlichen Ueberreizung der Sinne besteht.

„Du bist noch auf?“ fragte Schubart beim Eintritt in das Zimmer.

„Ich wollte mich nicht zu Bette legen, ohne dich erwartet zu haben,“ entgegnete Helene.

Der gereizte Mann erkannte in diesen einfachen Worten einen Vorwurf über das späte Nachhausekommen und fuhr wie zu seiner Rechtfertigung fort: „Daß du nur immer so allein zu Hause sitzen magst! Warum bist du nicht mit mir in den Glaspallast zu der dramatischen Vorstellung gegangen, zu welcher ich dich

einlud? Hast du ja doch diesen Zaubergarten der Kunst noch nicht einmal gesehen."

„Du weißt, daß ich geringe Freude an derlei Dingen habe," entgegnete Helene, „auch war es gut, daß ich nicht mitging; denn der kleine Gottlieb war so unruhig; ich befürchte, er bekommt die Blattern."

„Ah — schläft er doch jetzt ganz ruhig," gab Schubart zurück, „du befürchtest immer gleich das Schlimmste. Ueberhaupt muß ich dir gestehen, daß deine beständige Melancholie mir viel zu schaffen macht."

Das Söhnlein Gottlieb war erst etwa drei Viertel Jahre alt und in Ludwigsburg geboren worden. Schubart hatte es Friedrich Gottlieb seinem Lieblings-Dichter Klopstock nach genannt. Helene hatte dieses Kind unter steten Sorgen über die Lebensweise ihres Gatten aufgesäugt und fühlte sich in diesem Augenblicke sehr unzart berührt, als ihr derselbe einen Vorhalt über ihre beständige Melancholie machen zu sollen glaubte.

„Meine beständige Melancholie?" sagte sie in schmerzlichem Tone, indem das so lange gewaltsam zurückgehaltene Herz durch alle Schleußen zu brechen drohte. „Bedenke, was du sagst!"

„Ha — ha, ich wüßte nicht, was ich zu bedenken hätte," entgegnete der vom Wein erhitzte Mann mit erzwungenem Lachen.

„Gott sei es geklagt,“ rief Helene aus, welcher das übervolle Herz mit unbezwinglicher Gewalt sich auf die Zunge drängte, „daß du nicht weißt, was du bedenken solltest! Wenn du nur um dich und in dich sehen möchtest: war unsere Oekonomie, trotz deiner bedeutenden Einnahmen, jemals in einem zerrütteteren Zustande als jetzt? war unser Haus, trotz deiner glänzenden Bekanntschaften bei Hof und am Theater, von ehrliebenden Leuten jemals so geflohen wie jetzt? sind Vater, Mutter und Geschwister, von deiner wie von meiner Seite, jemals in so lockerem Verband mit uns gestanden, sind überhaupt unsere Familienbande je so gelöst gewesen wie jetzt? haben selbst unsere lieben Kinder jemals so freudelos, vereinsamt und verscheucht geschienen wie jetzt? War jemals über unserm ganzen Hauswesen eine so düstere Leere, ein so peinigendes Gefühl des Mangels wie jetzt? warst du selbst jemals so launisch, unbefriedigt und mürrisch, so geistig und körperlich ungesund wie seit der Zeit, da du in diesem Ludwigsburg sitzest? hast du jemals alles das, was du immer als deine Lebensaufgabe bezeichnetest, so aus den Augen gesetzt, war — um dich nur daran zu erinnern — dein Schreibzeug jemals so vertrocknet wie jetzt? hast du auch mich früher jemals so leidend, niemals recht krank und niemals recht gesund, alle meine Glieder mit solcher Mattigkeit bedrückt, alle

Heiterkeit in Ausübung meines häuslichen Berufes ausgelöscht gesehen? Und unser gegenseitiges Verhältniß — — wie gleichgültig, wie frostig — — doch es ist genug: Christian, es ist weit mit uns gekommen."

Ein so gewaltsamer Ausbruch der Gefühle von Seite eines Weibes, dessen stilltragende Ergebenheit in das Schicksal ihm wie zur Gewohnheit geworden war, kam für Schubart so unerwartet, daß seine nächste Empfindung nur die der Verwunderung über diese plötzlich eingetretene geistige Umwandlung war. Durch die Ueberraschung ernüchtert, sprach er hin und her, redete dieß und das; aber nirgends ein zutreffender Punkt. Indem er auf Ton und Sitte der Hofwelt hinwies, welcher er sich nicht entziehen dürfe, konnte er sich doch nicht verhehlen, wie unbefriedigt sein inneres Wesen in diesen leeren Zerstreuungen und nichtswürdigen Genüssen blieb; indem er zur Beschönigung seiner Abneigung gegen jede ernstere Beschäftigung sich auf die Herausgabe der zerstreuten Schriften Klopstocks berief, die er in Ludwigsburg besorgt habe, mußte er innerlich sich selber sagen, wie elend und unberechtigt eine derartige compilatorische Arbeit sei, mit welcher man sich einige Louisd'or erschreibt; indem er auf die ihm gewordenen Versprechungen, in Gesandtschaftssachen verwendet zu werden, oder auf die Gunst der württemberg'schen Prinzen und anderer fürstlicher Personen pochte, welchen er die-

ses oder jenes Gedicht habe überreichen dürfen, mußte er sich insgeheim doch selbst gestehen, welch jämmerliche Rolle ein freier Mensch in solchen Umgebungen spielt.

„Das ist ja eben mein Jammer," entgegnete Helene im Bewußtsein ihrer weiblichen Würde, „daß du geworden bist wie ihrer Einer. Wie so ganz anders war dein Sinn noch in Geißlingen!"

„Freilich," erwiederte Schubart mit vornehmthuender Spötterei, der man aber die Widerwilligkeit ohne Mühe abmerken konnte, „freilich achtete ich es damals über Alles, wenn ich mir eine papierene Unsterblichkeit erringen könnte. Denke an unsern Schwager, den Rektor Böckh in Eßlingen. Mit dem Pelzkäpplein auf dem Kopfe und einem abgelebten Pfeifchen im Munde sitzt er Jahr aus Jahr ein am Schreibpult und wie weit hat er es gebracht?"

„Wie du nur also fragen magst? Er ist ein in sich zufriedener und von Andern geachteter Mann. Was will man weiter?"

Obwohl Helene diese Worte ohne persönliche Beziehung auf den Gatten vorgebracht hatte, so bezog sie Schubart in seinem üblen Gewissen doch auf sich selbst.

„Du hast es heute darauf angelegt, mich geflissentlich zu beleidigen," fuhr Schubart theils im

Zorn, theils in der Absicht heraus, der Scene durch solche Derbheiten ein Ende zu machen, „wenn ich auch nicht leugnen will, daß die zu große Empfindlichkeit meiner Nerven mich manchmal zur Sinnlichkeit fortgerissen hat, so giebt dir das noch lange kein Recht, in solcher Sprache, wie dir heute beliebt, mit mir zu verkehren. Auch ist der Umgang Jedermann's Geschmackssache. Von je hatte der Pöbel einen Hang zu seines Gleichen: ich aber rechne mich zu einer anderen Sorte Menschen. Wenn dir hier in Ludwigsburg unter Generalinnen und Hofdamen, unter Grafen, Baronen und Obristen nicht wohl ist, so magst du in Gottes Namen wieder nach Geißlingen zu deinen Zöllnern, Weißgerbern und Schneidern zurückkehren."

„Du ertheilst mir hiermit," entgegnete Helene mit jener Würde, welche die unverdiente Beleidigung einem edlen Gemüthe eingiebt, „nur die Erlaubniß zu einem Schritte, dessen Absicht ich zu deinem und meinem Besten schon lange im Sinne trage."

„Deine Aufopferung wird witzig," spottete Schubart, „zu meinem Besten wolltest du deine Pflichten so vergessen, daß du mich und die Kinder verlässest und uns Alle zum Märchen des Landes machst!"

„So muß denn das Letzte noch gesagt sein," versetzte Helene mit tiefem und beklemmtem Athemholen, „neben Juliane Streicher ist für mich länger kein Platz

im Hause. Diese Schmach habe ich nicht an dir verdient. Du weißt wie ich dich geliebt habe und daß ich aus Liebe zu dir mein Blut hätte theilen können. Aber lieber will ich Alles im Stiche lassen, als solche Unbill länger ertragen."

„Und unsere Kinder?" fragte Schubart mit unwillkürlicher Beschämung.

„Die werde ich nicht verlassen, wie du meinst, sondern mit Gottes Hilfe für sie sorgen. Ich habe keine Heimath hier und gehe seit langem, während du den Harlekinaden des Hofes nachläufst, in meinem eigenen Hause wie in der Irre umher. Ich habe umsonst den Himmel um deine Rettung mit meinen Gebeten bestürmt: der Jammer ist mächtiger geworden als meine Kraft und die Schande hat meiner Geduld ein Ende gemacht."

Mit diesen Worten verließ Helene, welche einen wunderbaren Ausdruck des Stolzes und der Hoheit in Haltung und Geberde an die Stelle ihrer gewohnten Einfachheit und Demuth gesetzt hatte, schnellen Schrittes das Wohnzimmer, um sich in ihr Schlafgemach zurückzuziehen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Schubart war vor seinen geistlichen Vorgesetzten, den Spezial Zilling geladen. Es war vorauszusehen, daß vor der orthodoxen Amts-Gravität dieses Mannes der Eindruck der toupetartigen Frisur und der sammetnen Beinkleider unseres höfischen Organisten wenig vorhalten würde. Zwar war es keineswegs das erste Mal, daß Schubart, welchen die mißliche Mittelstellung zwischen dem geistlichen und weltlichen Stande ohnedies sehr blosgab, die beichtväterlichen Ermahnungen und amtlichen Warnungen des Superintendenten entgegenzunehmen hatte; allein das böse Gewissen flößte dem Untergebenen die gerechte Befürchtung ein, daß es mit der diesmaligen Vorladung ein besonderer Ernst werden solle. Auch hatte die vorangegangene häusliche Scene den haltungslosen Mann, welcher wie im

Leben zwischen guten Vorsätzen und übler Ausführung dieser Vorsätze, so in der Gedankenwelt zwischen Freigeisterei und christlicher Rechtgläubigkeit umherschwankte, ganz darnach gestimmt, um über Gebühr für einen geistlichen Zuspruch empfänglich zu sein.

So willkommenen Einlaß der Musikus bei Hofleuten und Künstlern zu finden gewohnt war, hier sollte er zu fühlen bekommen, daß der Candidat der Theologie in ihm noch nicht erloschen war. Schubart fand im Vorzimmer des geistlichen Herrn hinlängliche Zeit, um über die Ursachen nachzudenken, aus welchen er hieher geladen sein mochte.

Nach halbstündigem Warten, welches dem gefeierten Organisten nicht sehr erfreulich gewesen sein dürfte, endlich vorgelassen, konnte er sich von dem Aussehen des Lokales, in das er eintrat, ohne Mühe belehren lassen, daß hier ein zweischneidiges Schwert, das des Geistlichen und des Beamten, des Kirchen- und des Staats-Dieners, gehandhabt werde. Neben dem Bücherständer machte sich das Fachwerk für Actenfascikel, neben der Bibliothek die Registratur bemerklich und wer an den in Form von ungeheuerlichen Folianten entgegenstarrenden Gesetzgebungs-Sammlungen des Anblicks nicht genug hatte, dessen Auge konnte sich an dem breiten Schiffhut sättigen, welcher zum Zeichen der hier vertretenen Würde neben dem schwarzen Kir-

chenrocke drohend aus dem Schranke guckte. Denn obschon die jüngere Geistlichkeit den leichteren und practicableren dreieckigen Hut zu tragen pflegte, ein solches Zugeständniß an die Zeit hatte der Inhaber dieses Zimmers nicht gemacht, vielmehr den ehrbareren Schiffhut beibehalten, und zwar in ältester Façon.

Der Spezial Zilling war eben im Schreiben eines Berichtes an das herzogliche Consistorium begriffen und hielt darum nicht für nöthig, sogleich von der Arbeit aufzusehen, als der Organist eingetreten war. Dieser mochte bescheiden an der Thüre warten. Nachdem aber der begonnene Satz vollendet und die Feder auf das Schreibzeug zurückgelegt war, wandte sich der Mann gravitätisch in dem an den Schreibtisch gerückten Großvaterstuhle um, nicht etwa um alsbald die Augen grüßend aufzuschlagen, sondern um mit einer gewissen Verächtlichkeit den Ankömmling von unten nach oben zu messen. An den silbernen Schuhschnallen beginnend, streifte der Blick des geistlichen Herrn an den sammetnen Hosen und der gestickten Weste vorüber, um unter Begleitung eines spöttischen Lächelns auf den lockenartig in die Höhe gekräuselten Haaren auszuruhen, welche der nach der Mode gekleidete Organist gleich Taubenflügeln an den Schläfen sitzen hatte. Diese stillschweigend vorgenommene, beleidigende Prüfung des Anzugs hatte Schubart bereits etwas aus der Fassung gebracht.

„Wo ist der Hund?“ fragte der Spezial, nach vollbrachter Musterung auf eine Weise nach der Seite blickend, als ob er einen gewöhnlichen Begleiter Schubart's, nemlich dessen Pudel, suchte.

Schubart, verdutzt durch diese sonderlichen Empfangsworte und befürchtend, die Bestie möchte ihm am Ende ohne sein Wissen hierher nachgelaufen sein, sah sich unwillkürlich ebenfalls um, brach aber, da er fand, daß die plötzliche Befürchtung ohne Grund war, in seinem Erstaunen in die Frage aus: „Welcher Hund, Euer Hochwürden?“

„Welcher Hund?“ wiederholte der Spezial, sich zornig aus dem Altvaterstuhl erhebend, „Sie haben ein sehr kurzes Gedächtniß, Herr Schubart. Welch anderen Hund könnte ich meinen, als den Hund, dessen Anwesenheit vergangenen Sonntag während des Gottesdienstes den heiligen Altar besudelt hat! Wem gehört dieser Hund, Herr Schubart?“

Schubart fing an, sich diesem ungestümen Eindringen des geistlichen Herrn gegenüber zu entschuldigen und sein aufrichtiges Bedauern über den Unfall auszusprechen. Da kam er aber aus dem Regen in die Traufe.

„Was es bei Ihnen, Herr Schubart,“ hub der Spezial nunmehr seine Strafpredigt an, „mit Bedauern und Reue auf sich hat, das hab' ich jetzt sattsam er-

fahren. Man läßt sich sehr bußfertig an, wenn man im Gedränge ist und bezeugt dann seine Reue selbst mit Thränen, wie man Beispiele hat: wird aber noch ärger, als man vorhin war, sobald man wiederum etwas Luft bekommen hat."

Schubart müßte aller Selbstkenntniß baar gewesen sein, wenn er von der Wahrheit dieses Vorhalts sich nicht getroffen gefühlt hätte. Es hatte darum seinen guten Grund, wenn er zögerte, eine Antwort darauf zu geben.

„Ich habe," fuhr der Spezial fort, „um Ihres ärgerlichen Wandels willen an das herzogliche Consistorium berichtet und es ist, um ein öffentliches Beispiel zu statuiren, die Verfügung getroffen worden, daß Sie künftig, bis auf eine Zeit gründlicher Besserung, von der Theilnahme am heiligen Abendmahl ausgeschlossen sein sollen."

„Habe ich viel verdient, so viel habe ich nicht verdient," entgegnete Schubart, von einer so unerwarteten Mittheilung nicht wenig betroffen.

„Nicht so viel?" entgegnete der geistliche Potentat mit schneidend herzlosem Tone. „Ich war vielmehr der Meinung, Sie hätten mehr verdient und es mag wohl sein, daß in Kürze noch Weiteres folgt."

Das war ein schlechter Trost für unsern Organisten. Schubart erinnerte sich, wie übel ihm die Geist-

lichkeit der Stadt Geißlingen mitgespielt hatte und suchte einzulenken.

„Gott weiß, daß es immer mein eifrigstes Bestreben war,“ sagte der Organist fast in dem Tone der Abbitte, „mir durch die treue Erfüllung meiner Amtspflichten die Zufriedenheit Eurer Hochwürden zu erwerben.“

„Was scheint Ihnen,“ fiel der Spezial Zilling ein, „daß das Hauptwerk eines Organisten im Orgelspiele sein und bleiben solle?“

„Ohne Zweifel der Choral,“ entgegnete Schubart.

„Choral?“ betonte der Spezial, „das ist meines Wissens etwas Anderes, als Rondo, Arie und das übrige musikalische Kauderwelsch, welches Sie, um den Ohren der Zuhörer zu schmeicheln, aus dem Orchester der Hofmusik auf die Orgel der Hauptkirche zu verpflanzen belieben. Seit wann gehören die Melodien von Schelmenliedern und Gassenhauern in die Kirche?“

Schubart, wohl fühlend, wie weit dieser Vorwurf begründet war, suchte sich zu rechtfertigen.

„Die Süßigkeiten neuer Musik gehören allerdings keineswegs auf die Orgel; aber die Melodien alter Volkslieder, falls nur die Auswahl passend ist, werden dem Volke ewig werth bleiben, greifen mächtig in Aller Herzen ein und sind wohl würdig, in der Kirche zu ertönen.“

„So?“ fiel der Spezial mit trockener Verwunderung ein.

„Selbst Luther,“ fuhr der Organist lebhaft fort, „hat es ja nicht verschmäht, einen Theil seiner geistlichen Lieder den wunderschönen Melodien alter Volkslieder anzupassen.“

„Den Melodien von alten Schelmenliedern und Gassenhauern?“ entgegnete der Spezial, immer ungeduldiger werdend, „ich höre da von Ihnen ganz neue Dinge, Herr Organist!“

„Ich will nur Ein Beispiel namhaft machen,“ fügte Schubart bei, um seine Behauptung zu rechtfertigen. „Euer Hochwürden erinnern sich vielleicht selbst: die Melodie des schönen Kirchenliedes „Von Gott will ich nicht lassen“ ist von dem alten Volksliede entlehnt „Inspruck, ich muß dich lassen.“

Ueber solcher Zumuthung, daß ein Spezial der Melodie eines Gassenhauers sich erinnern solle, welcher die Tonweise zu einem Kirchenliede abgegeben habe, fuhr der Herr Spezial fast aus der Haut.

„Sie scheinen den Wochenblättler und Romanschreiber hervorkehren zu wollen, Herr Schubart, das geht nicht.“

„Der Schönheit und Wahrheit gelten alle meine Bestrebungen, auch die literarischen,“ entgegnete Schubart,

der sich an der Schriftsteller-Ehre angegriffen fühlte, in etwas empfindlichem Tone.

„Daß ich nicht wüßte!“ versetzte der Spezial mit einem Lachen, das des verletzendsten Spottes voll war, „Schönheit, bah! — und Wahrheit? Da bedarf es Ihrer Bemühungen nicht. Der Weg zur Wahrheit ist längst gefunden; es ist die Bibel. Auch giebt es nur einen einzigen berechtigten Führer auf diesem Wege: das sind die symbolischen Bücher.“

Mit Bibel und symbolischen Büchern befand sich der Spezial Zilling auf einem unnahbaren Felde und der Organist that auf alle Fälle am besten, hier zu schweigen.

„Sie sind auch einer von den neuen heterodoxen Theologen, wie mir scheint, sofern Theologie überhaupt noch Ihre Sache ist. Da arbeitet freilich Alles auf den Naturalismus los.“

Bei diesem neuen Stichwort fielen die Gedanken Schubart's unwillkürlich auf seine Juliane Streicher, eine Erinnerung, die ihn keineswegs in die Lage brachte, den Vorhalten des geistlichen Potentaten einen irgendwie gelungenen Widerstand entgegenzustellen.

„Sie halten sich durch die Gunst des Hofes gesichert; aber ob Jupiter auch gnädig scheint, zur Seite liegen ihm doch die Donnerkeile.“

Schubart hatte hinlänglich Grund, die Wahrheit einer poetischen Redensart zu fürchten, die sich in diesem christlichen Munde nur desto unheimlicher ausnahm.

„Ein geordnetes und gottgefälliges Leben," entgegnete Schubart in der Absicht, einer solchen Drohung gegen seine Zukunft zu begegnen, „wird keineswegs durch jene Freuden ausgeschlossen, welche der Umgang mit den Musen im Gefolge zu haben pflegt. Euer Hochwürden mögen glauben, daß ich das fortan durch mein Leben beweisen werde."

„Mit Comödianten, Schieferdeckern und Stadtzinkenisten halbe Nächte im Engel oder beim Reifwirth zuzubringen, gehört das unter die Freuden, die Sie meinen? Und die katholische Jungfer, mit Namen Juliane Streicher, welche sich in Ihrem Hause befindet, ist sie auch eine von Ihren Musen? Es wird hievon noch weiter die Rede werden, Herr Schubart!"

Der Organist suchte sich hierauf zu rechtfertigen, so gut es gehen wollte, und versprach am Ende, mit Thränen in den Augen, vollständige Umkehr und Besserung; aber auf einen so herzlosen Pedanten, wie der Spezial Zilling war, machten solche Scenen keine Wirkung.

Der auf seine Talente sonst so stolze Mann bot den Anblick eines zerknirschten Sünders dar, als er das Haus des hochwürdigen Herrn verließ. Doch sollte

ihm alsbald eine süße Rache werden. Der Weinzieher Degler, ein lustiger Bruder, in dessen Gesellschaft Schubart schon manches Glas geleert hatte, kam eben in einem guten Rausch des Wegs daher. „Warum so traurig, Schubart?" rief er dem verdutzten Organisten entgegen; „bei meiner Seele, Ihr macht ja ein Gesicht, wie die Katze, wenn es donnert. Ihr kommt sicher von dem Pfa=affen —." Der berauschte Weinzieher hatte noch nicht ausgesprochen, als der Spezial Zilling, welcher der Scene zugeschaut hatte, das Fenster öffnete und dem Weinzieher zurief: „Ei, ei, Degler, wer wird sich so besaufen?" Der Weinzieher aber, in der Widerrede nicht faul, entgegnete dem Beichtvater: „Ich hab' auch schon manches Faß bei Ihnen hinabgeschlaucht, Herr Spezial, aber noch keinen Tropfen wieder herauf."

Der Spezial Zilling schloß das Fenster so hastig als er es geöffnet hatte; der Organist Schubart aber machte sich nicht weniger hurtig aus dem Staube, um den Vorsatz der Besserung ebenso wie den geistlichen Zuspruch alsbald wieder über dem Spaße zu vergessen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Es war keine leere Drohung gewesen, wenn Helene ihrem Gatten erklärt hatte, daß sie in ihre Heimath nach Geißlingen zurückzukehren gedenke. Einmal war ihr der liederliche Hofgeschmack, welchem sich Schubart hingegeben hatte, so im Innersten zuwider, daß sie mit wahrer Sehnsucht auf die streng bürgerliche Einfachheit des elterlichen Hauses zurücksah, und dann dachte sie auf den leichtbeweglichen Mann, dessen Organismus von Zeit zu Zeit, um nicht in Fäulniß zu gerathen, heftiger Erschütterungen zu bedürfen schien, eine heilsame Wirkung auszuüben, wenn sie denselben durch einen so auffallenden Schritt zum Umsichschauen in seiner Lage zwang und sozusagen zur Einkehr in sich selbst zurückwarf. Denn Schubart hing, trotz der stets wiederkehrenden ehelichen Mißhelligkeiten, doch im

Grunde herzlich an ihr, und so viel er auch wider sie fehlte, geschah es doch nicht aus bösem Willen, sondern mehr aus Uebermaaß des Leichtsinns. So war es also nicht etwa einer Aenderung des gefaßten Entschlusses, sondern lediglich der Erkrankung des jüngsten Kindes, welches an den Blattern darniederlag, zuzuschreiben, wenn sich Helene noch in Ludwigsburg befand.

Die Verhältnisse unseres Organisten hatten sich in kurzer Zeit ungemein verwickelt. Die geistliche Excommunication hätte nicht zu viel zu bedeuten gehabt, wenn der Excommunicirte nur die Gunst der Höflinge behielt. Aber Schubart, immer bereit, seinen Feinden in die Falle zu gehen, hatte im Verlaufe weniger Tage die Hofleute nicht minder als die Stadtbürger gegen sich aufgebracht. Eine Parodie auf die Litanei, die er in einem öffentlichen Wirthshause vorgelesen, hatte alle Philister bis zur Wuth wider den „Freigeist" aufgehetzt und ein satyrisches Lied, das er im Jucken des Witzes wider einen vielvermögenden Hofmann abgefaßt, alle Collegen des Beleidigten zur Feindschaft wider den „Raisonneur" vereinigt. So war denn dem Spezial Zilling sehr leichtes Spiel gemacht.

Wir treffen die Schubart'sche Familie am Krankenbett des Kindes. Zu den Füßen des Bettes stehen die beiden größeren Kinder und schauen mit verweinten

Augen auf das schwer leidende Brüderchen in der Wiege; zu den Häupten des Bettes sitzt die Mutter mit dem Ausdruck der Trostlosigkeit in dem von langen Nachtwachen verstörten Gesichte und blickt mit getheilter Seelen-Angst bald auf das weinende Geschwister-Paar, dessen Gesundheit sie in Gedanken ebenfalls bereits bedroht sieht, bald auf das im Verscheiden liegende Kind, dessen schmerzensvolle Hülflosigkeit ihr das Herz zerschneidet. Zur Seite endlich, in einiger Entfernung, befindet sich der Vater, von den widerstreitendsten Gedanken bestürmt, den Kopf in die Hand gestützt und in finsterem Brüten. Juliane (wenn es anders erlaubt ist, auch diesen Namen hier zu nennen) hat schon seit einigen Tagen Ludwigsburg verlassen; denn Schubart ist, wegen des stadtkundigen Verhältnisses zu derselben, auf Betreiben des Spezials Zilling in gerichtliche Untersuchung gezogen.

Das zartfühlende Gemüth der Kinder ist eine gute Lehre für die Eltern und häufig genug mögen Vater und Mutter in den kindlichen Augen die beste Prüfung ihres eigenen Verhaltens finden. Zu wem sah dieses arme, in Fiebern geschüttelte, von Narben zerrissene Kind, mit der Farbe des Todes im Gesichte, mit all seinen stillen Leiden, seinen Seufzern, seinem Röcheln, mit den wehmüthigen, hülfeflehenden Blicken empor? Es hing an der Mutter allein mit diesem

letzten Augenaufschlag eines vergeblichen Hoffens und auch nicht einmal schweifte der nach Rettung vor dem Tode suchende Blick zu dem Vater hinüber, welcher gleichsam vereinsamt in dieser Gruppe der Liebe saß.

Der Tod war hier unzweifelhaft und nur zu wünschen, daß er nicht zögere, den Leiden ein sanftes Ende zu machen. Das Röcheln hatte aufgehört und ein banges Stillschweigen, welches nur manchmal durch das Schluchzen der Kinder zu den Füßen des Bettes unterbrochen wurde, herrschte in dem Krankenzimmer, als sich plötzlich barsche Schritte vor der Thüre vernehmen ließen.

„Ist Herr Schubart zu Hause?“ hörte man draußen fragen und in demselben Augenblicke trat mit Geräusch ein Mann ins Zimmer, welcher sich durch Anzug und Geberde als einen Gerichtsboten zu erkennen gab.

„Auf obrigkeitlichen Befehl, Herr Hofrath Schubart,“ sagte der Mann, die Gruppe in dem Krankenzimmer mit gleichgültiger Miene überfliegend, „Sie haben mir alsbald zu folgen, so wie Sie gehen und stehen.“

Die Voraussetzung dürfte nicht zu gewagt sein, daß Pfarrer Gaßner, welcher überall, wo ihn das jesuitische Agitations-Gewerbe hintrieb, alsbald im Verborgenen seine Fäden anzuknüpfen wußte, auch bei

diesem raschen Verfahren gegen Schubart seine Hand im Spiele hatte. Wenigstens boten die apokalyptischen Unthiere, mit deren Deutung Spezial Zilling in theologischen Studien sich abgab, Anknüpfungspunkte genug, um eine Annäherung der beiden Pfaffen zu ermöglichen und da Gaßner einmal auf die schriftstellerischen Talente Schubart's ein Auge geworfen hatte, so konnte es für die Pläne eines so schlauen Intriguanten nur willkommen sein, wenn der haltlose Mann in Bälde möglichst hülflos in die weite Welt geschleudert würde. Davon nicht zu sprechen, daß katholische und protestantische Theologie und Kirchlichkeit, welche beide mehr oder weniger eines Dinges bedürfen, wie das Pabstthum ist, in der Verfolgung aller sogenannten Freigeister, d. h. aller derjenigen, welche sich unter eine Autorität nicht beugen wollen, immer und überall aufs innigste zusammenstimmen.

Das üble Gewissen Schubart's bedurfte keiner Erklärung des Befehls, welcher so eben an ihn durch den Gerichtsboten ergangen war. Helene befand sich ohnedies bereits in jener Stimmung, in welcher der Mensch eine Art Trost aus dem Gedanken schöpft, daß der Gipfel des Unglücks erreicht sei, und nahm darum das, was hier vor ihren Augen vorging, mit der Resignation hin, welche die Hoffnungslosigkeit eingiebt. Nur die Kinder sahen scheu bald den Vater bald den

Gerichtsboten an, um am Ende in den Schooß der Mutter zu flüchten und in diesen durch einen Strom von Thränen ihre Zweifel auszuweinen.

Schubart beugte sich über das kranke Kind, um zum Abschied dasselbe und wie er denken mußte, zum letztenmale zu umarmen; aber es wandte sich in diesem Augenblick zur Seite, als ob es schlafen wollte. Es hatte zu leben aufgehört. Der betäubte Mann, unter welchem jeder Boden zu brechen schien, unterdrückte die Thränen, welche ihm ins Auge dringen wollten, mit sichtlicher Gewalt. Stumm und mit jener Verzerrung der Gesichtszüge, welche bei heftigen Gemüthsbewegungen solche Gewaltanthuung mit sich bringt, reichte er dann über das Bett hinüber seinem Weibe die Hand, mit einem Blicke auf sie schauend, in welchem die Bitte um Vergebung deutlich zu lesen war.

Der Gerichtsbote war vorangeschritten; Schubart stand noch an der Thüre, als ob er von dieser Schwelle nicht scheiden könnte. Da ging er, die Thüre anlehnend, um dem fremden Manne den Anblick zu verbergen, noch einmal in das Zimmer zurück und legte beide Hände auf die Häupter seiner Kinder, auf das Haupt des Knaben die rechte, auf das Haupt des Mädchens die linke Hand.

„Gott segne Euch und gebe, daß Ihr Euren

Vater vergessen möget!“ sagte er mit gebrochener Stimme, um sofort, mit der Hand noch Grüße zurückwinkend, dem Gerichtsboten zu folgen.

In Ludwigsburg war vor wenigen Tagen ein Mörder hingerichtet worden, dessen Kopf Schubart selbst hatte auf den Pfahl stecken sehen. Wie die pfäffische Rache von jeher sehr drastische Mittel zu ihrer Befriedigung in Anwendung zu bringen gewußt hat, so war auch Spezial Zilling in Betreff der Haft des mißliebigen Organisten nicht verlegen, dafür zu sorgen, daß das Werk den Meister lobe. Schubart wurde in dasselbe Gefängniß geführt, in welchem der Mörder gelegen hatte. Hier auf faulem Stroh, hinter dem finstern Eisengitter, bei Wasser und Brod sollte er nach der Absicht seines geistlichen Vorgesetzten hinlängliche Muse finden, darüber nachzudenken, ob jene Art von Musik, welche nach dem Dafürhalten Zillings, statt die Andacht zu fördern und die Gemüther zu erheben, die Andacht nur störe und der Sinnlichkeit und der Zerstreuung schmeichle, für die Kirchenzwecke anwendbar sei oder nicht, sowie ob es in der Ordnung gefunden werden könne, daß das Orgelspiel des Organisten das Publikum mehr anziehe und ergötze, als die Predigt eines Mannes, welcher das Amt der Schlüssel in Händen hält. Denn als so sträflich auch der Umgang Schubart's mit Julianen bezeichnet werden muß, so

erfordert doch die Wahrheit zu gestehen, daß derselbe nur als Anlaß benutzt wurde, um an einen Mann zu kommen, welcher durch seine Fehler und Vorzüge wie dazu gemacht schien, überall mit der Geistlichkeit in Conflict zu gerathen.

Schubart warf sich, nachdem der Gerichtsbote die Riegel des Gefängnisses klirrend geschlossen hatte, fast in bewußtloser Betäubung auf das Strohlager, welches kaum zuvor einem Mann des Todes zur Ruhestätte gedient hatte. Doch sollte er bald genug zum Bewußtsein der vollen Wirklichkeit erweckt werden. In der Zelle rechts von ihm tobte eine Rasende, in der Zelle links schüttelte ein Dieb sich in den Ketten und aus dem Gelasse unter ihm heulten die Gesänge und Flüche liederlicher Weibspersonen, welche hieher eingefangen waren.

Als Schubart diese seine Lage überdachte, schlug er sich an die Stirne und rief wie ein Verzweifelnder: „Ewiger Richter, donnere mich nieder oder erbarme dich meiner!“

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Haft Schubart's sollte nicht lange dauern. Sie war nur ein Gedenkzettel, der ihm auf den Weg gegeben werden sollte. Denn es sollte in den Landen des Herzogs von Württemberg nicht länger seines Bleibens sein. Mit der Entlassung aus der Haft geschah nemlich an ihn die Mittheilung des herzoglichen Befehles, „daß er in Rücksicht seiner von jeher bezeugten schlechten Aufführung des Organisten-Dienstes nicht allein entsetzt, sondern ihm auch um des in dem Publico gestifteten Aergernisses willen das consilium abeundi gegeben sei."

„Wohin, Kerl?" das war jetzt die Frage. Sollte er seine Scham und Rathlosigkeit nach Hause in den Kreis der Seinigen tragen und hier den Jammer durch Ueberbringung der Botschaft vermehren, daß er nun-

mehr beruf- und brodlos in der Welt stehe? Sollte er sich der Gefahr aussetzen, Weib und Kinder, deren Flucht ihm lange schon angedroht war, nicht einmal mehr zu Hause zu treffen? Oder was wollte er überhaupt zu Hause machen? Hätte er sich anders denn als ein Fremder und Verworfener unter den reinen Seelen erscheinen können, die er, nur er allein durch seine Schuld an den Rand des Verderbens geführt hatte?

Sich in der Heimath umzutreiben wie ein Mann, welcher an der Heimath keinen Antheil mehr hat, das ist ein Schicksal, dessen Bitterkeiten nur der Verbrecher und der Flüchtige kennt. Dem des Landes verwiesenen Organisten war zwar noch eine Frist von drei Tagen vergönnt, um seine Angelegenheiten zu ordnen; aber mit dem rathlosen Ungestüm eines verlorenen Mannes beschloß er, dem herzoglichen Befehle alsbald Folge zu leisten, und stürmte, der Haft entlassen, im Unsinn der Betäubung aus Ludwigsburg hinaus, ohne auch nur sich erkundigt zu haben, wo sein Weib und seine Kinder im Augenblicke sich befänden. Mit welchen Hoffnungen war er in diese Stadt eingefahren und in welcher Gemüthsstimmung verließ er sie jetzt! Als er, vorüber an diesen glänzenden Pallästen, die ihn einst so zuvorkommend zur Theilnahme an ihren Schwelgereien aufgenommen, durch die breiten Straßen, durch

die weiten Alleen von Linden und Kastanien-Bäumen mit der bangen Hast des Flüchtigen dahineilte, da schien es ihm, als ob nicht nur alle Menschen vor ihm flöhen, sondern selbst die Steine des Pflasters, die Ziegel der Dächer über seine Schande schrieen.

Am Tage nach seiner Entlassung aus der Haft (es war ein Sonntag Nachmittag) finden wir Schubart, der sich indessen plan- und rathlos in der nächsten Umgegend umhergetrieben, etwa eine Stunde von Ludwigsburg, an dem Wege zwischen Neckarweihingen und dem Hartenecker Schlößchen, sinnend auf einer Steinbank sitzen. Wir wissen, daß der lustige Organist sonst vollkommen eines Sinnes mit dem englischen Schriftsteller Johnson war, welcher einen Stuhl im Wirthshaus für den Thron der menschlichen Glückseligkeit erklärte; aber im jetzigen Falle hatte er, der aus Ludwigsburg mit einem Thaler in der Tasche, just wie er ging und stand, geschieden war, mit einer steinernen Bank vorlieb genommen, die er am Wege fand. Wir dürfen nicht vergessen, daß auch hier der treue Pudel sich eingefunden hat; denn das unruhige Thier hatte sich während der Haft seines Herrn beständig suchend in den Straßen umhergetrieben und war eben auf den Flüchtigen gestoßen, als derselbe wie sinnlos durch die Kastanien-Allee von dannen stürmte.

Schubart, welcher einem vom Galgen Entlaufenen

nicht ganz unähnlich sah, rührte mit dem Stocke, den er in der Hand hielt, wie gedankenlos im Staube und sah dann mit einer Art Dankbarkeit auf den Pudel, welcher seinem trübgestimmten Herrn fragend in's Gesicht schaute. Mit der bedächtigen Handbewegung eines Mannes, welcher sich seine Lage überdenkt, griff er hierauf in die Rock-Seitentasche und zog ein Blatt Papier hervor, um dasselbe langsam zu entfalten. Würden wir den Leser einladen, dem nachdenklichen Manne über die Schulter in das entfaltete Papier zu schauen, so würde er an dem „Ex speciali Resolutione Serenissimi Domini Ducis etc.“ alsbald erkennen, daß es das Aktenstück war, welches den Stadt-Organisten Christian Friedrich Schubart aus den Landen des Herzogs von Württemberg verwies. Es war eine verzweiflungsvolle Gemüthsstimmung, mit welcher der Organist das schon so oft durchlesene Aktenstück wieder zu sich steckte.

„Das ist der Bannstrahl des Pabstes Zilling,“ murmelte er vor sich hin, und stützte das Kinn auf seinen Stock.

Nicht weit von der Steinbank erhebt sich ein Hügel, von welchem man Neckarweihingen sammt dem Hartenecker Schlößchen überschauen kann. Auf dieser Anhöhe stand ein Knabe, welcher mit sonderlich lebhaften Gestikulationen, besonders der Hände, die gleich

den Armen eines Telegraphen auf- und niederbaumelten, eine sehr pathetische Deklamation nach den beiden genannten Orten zu richten schien. Der Knabe glaubte sich offenbar unbeachtet und hatte keine Ahnung davon, daß sein seltsames Pathos einen Augenzeugen auf der Steinbank fand.

Schubart, immer leicht angeregt und von einem Dinge auf das andere überspringend, fing bereits an, sich an der phantastischen Gaukelei des Pantomimen auf dem Hügel zu erlustigen. Als der Knabe eben mit einem Kraftwort, wie es schien, seine Improvisation geendet hatte und den Hügel herab in vollem Laufe kam, gesellte sich zu ihm ein Gespiele von ziemlich gleichem Alter, der seither unsichtbar gewesen war und zuhorchend am Boden gelegen hatte.

„Das ist ein Tausend-Spaß,“ sagte der hinzugetretene Begleiter, „eilen wir nun aber, daß wir nach Hause kommen.“

„Ah sieh doch,“ entgegnete der junge Improvisator, den letzten Rest seines Pathos an den Mann bringend, „die Sonnenpferde haben noch eine gute Strecke Weges zurückzulegen, eh es Abend wird und wir haben also nicht so sehr zu eilen. Auch sind ja unsere Johannis-Träubchen noch nicht verzehrt.“

„Du hast Recht,“ gab der Andere zurück, „wir

essen sie jetzt vollends; laß uns hier im Grase niedersitzen.“

Die Knaben setzten sich am Fuß des Hügels und begannen die mitgebrachten Johannis-Trauben zu verzehren.

„Ich bin eigentlich froh,“ sagte der Eine, „daß unsere Baarschaft für Brod und Käse auf dem Hartenecker Schlößchen nicht zureichte; denn hätte jeder seine zwei Kreuzer dort verbraucht, so wären wir um die saure Milch in Neckarweihingen gekommen und die war doch gar zu herrlich.“

„Freilich,“ fiel der Improvisator lebhaft ein, „und die blanke Schüssel dazu und die silbernen Löffel!“

„Ich wußte auch gar nicht,“ fing der Andre wieder lachend an, „warum du vorhin so plötzlich den Hügel hinanliefst. Aber wie freute es mich, als ich hörte, daß du dem Schlößchen, welches uns hungrig entließ, deinen Fluch, und dem Orte, der uns gelabt, deinen Segen gabst. Wenn das unser Präceptor Jahn wüßte, daß du solche deutsche Verse machen kannst!“

„Sag's ihm nur nicht,“ erwiederte der Andere, in dessen Munde der letzte Rest der Johannisträubchen verschwand, „denn wüßte er's, so würde er mich nur desto mehr mit den lateinischen Versen drangsaliren.“

„Aber du mußt selbst sagen,“ fiel der Begleiter lachend und mit der Absicht zu necken ein, „es wäre

immer noch besser, wenn es der Präceptor Jahn, als wenn es der Spezial Zilling wüßte."

Die Knaben erhoben sich wieder, um sich auf den Weg nach Ludwigsburg zu machen, und schienen nicht wenig erstaunt, als sie im Weitergehen des Mannes auf der Steinbank ansichtig wurden.

Schubart, welcher sich des Gedankens tröstete, daß diese Knaben ihn von Person nicht kennen würden, fühlte sich nicht allein dadurch erleichtert, daß er so unschuldig kindliche Menschenstimmen hörte, so grell ihm auch der Contrast zwischen den Selbstanklagen, die er über sich zum Himmel schrie, und dem heitern, aus einer frommen Seele gequollenen „Fluche" des Kindes erscheinen mußte, sondern empfand auch das tief innerliche Bedürfniß, diesen guten Menschen, die noch keine Ahnung seiner Schuld haben konnten, sich durch die Anknüpfung eines Gesprächs zu nähern. Der Pudel schien diese Absicht seines Herrn zu verstehen; denn derselbe begann unaufgefordert seine possierlichen Sprünge zu machen, ein Schauspiel, das die Knaben unwillkürlich anzog.

„Ihr gehet wohl nach Ludwigsburg," fragte Schubart die Knaben, welche Halt gemacht hatten, um sich an den Kunststücken des Pudels zu ergötzen.

„Ja, Herr, wir gehen nach Ludwigsburg," erwiederte in fast muthwilligem Tone der Eine, ein schwarz-

brauner Geselle mit einem lebhaften Paar Augen und aufgeweckten Gesichte, während der andere, ein schmächtiger Junge mit Sommersprossen und lichtgelbem Haare, scheu und verlegen in der Ferne stehen blieb.

„Darf man deinen Namen wissen?" fuhr Schubart fort, denjenigen zu fragen, welcher die erste Antwort gegeben hatte.

„Elwert."

„Ihr hattet ohne Zweifel die Erlaubniß, an dem schönen Sonntag-Nachmittag einen Ausflug auf das Land zu machen."

„Wir haben heute den Katechismus in der Kirche aufgesagt," erwiederte der Knabe Elwert mit einigem Selbstbewußtsein, „und die Eltern erlaubten dann, uns für die Belohnung, welche wir dafür erhielten, eine Freude zu machen."

„Das ist wahrhaftig keine kleine Sache, in öffentlicher Kirche den Katechismus aufzusagen," fiel Schubart ein, „da mag's euch wohl recht beklommen um das Herz gewesen sein."

„Ja gewiß," erwiederte der schmächtige Knabe, welcher seither kein Wort gesprochen hatte, Scheu und Verlegenheit plötzlich überwindend und mit raschem Schritte näher tretend, indem sein blaues Auge wie in der Erinnerung eines erlittenen Unrechts glänzte, „ja gewiß, zumal der Herr Spezial Zilling gedroht

hatte, uns durch und durch zu peitschen, wenn wir auch nur ein Wörtchen fehlen sollten. Aber wir haben nicht gefehlt."

„Mit keinem Wörtchen," fügte der Junge Elwert mit einer höhnischen Beziehung auf Zilling bei, welcher die Secundaner den Katechismus in der Kirche abzuhören pflegte.

„Du gefällst mir; denn du schaust recht keck und zuversichtlich in die Welt. Was willst du denn werden?"

„Ein Arzt."

„Und du?" fragte Schubart den Anderen, welcher wieder in sein scheues Schweigen zurückgesunken war.

„Ein Pfarrer."

Schubart fühlte sich zu diesem Knaben von so überaus zartem Wesen, der doch etwas auffallend Entschiedenes in seinen Antworten zeigte, auf eine wunderliche Weise hingezogen.

„Wie ist dein Name, wenn ich fragen darf?"

„Friedrich Schiller."

Die Knaben gingen wohlgemuth ihres Weges weiter. Schubart aber hatte aus der kurzen Unterredung eine außerordentliche Ermuthigung geschöpft. Wie? Diese Knaben haben sich zur Antwort darauf, daß der Spezial Zilling sie durch und durch zu peit-

schen drohte, einen lustigen Tag gemacht und ein Schubart sollte vor den Machinationen dieses Zeloten verzagen?

„Glückauf!“ rief er aus, „leben in Heilbronn nicht lustige Leute, deren Freude an der Musik Jedermann bekannt ist? Ja bei Gott, nach Heilbronn will ich gehen.“

Gesagt, gethan. Die nächsten Minuten fanden den Wanderer bereits auf der Landstraße nach der Reichsstadt Heilbronn.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Heisa juchhei! heisa juchhei! — das ist eine bunte, lärmende Lust, als wär's im ewigen Leben. Hier ist mehr als Kirchweih, mehr als Jahrmarkt, und wen es gelüstet, einen Gang durch das Getriebe zu thun, der mag uns begleiten. Er soll Wunderdinge sehen; denn hier, in der fürstbischöflichen Stadt Ellwangen, schreit jetzt selbst der Bettelmann Juchhe! Es sind, wie uns die Geschichte lehrt, schon viele Wunder in der Welt geschehen; aber das Wunder war bis dahin noch keinem Heiligen gelungen, daß alle Gastwirthe, Metzger, Brauer und Bäcker einer bischöflichen Stadt, und alle Posthalter und Wirthe auf den Straßen, welche zu dieser Stadt des Glückes führen, Capitalisten geworden sind. Ein solches Wunder war erst dem dreizehnten Apostel, wie man ihn nannte, unserem Sanctus Gassnerius vorbehalten.

Achtung! Achtung! Wir werden uns hier kaum durchdrücken können. Wie wimmelt es von allen Stadtthoren her, gleich einem Ameisenhaufen, in welchen man einen Stock gestoßen hat! Dort kommen die Kranken an Krücken, an Stecken, auf Eseln, Pferden, Karren, in Tragtüchern, auf Reffen und Bahren einher, während ihr Winseln und Klagen von dem jauchzenden Volk überschrieen wird, welches in dichtem Gedräng die Gruppen des Elends umschwärmt; hier ragen aus der Menge stattliche Reiter hervor oder schaffen Equipagen mit glänzenden Livreen sich Platz. Hier in den Herbergen, Ställen, Scheunen oder Schafhäusern liegen unbeachtet in ihren Schmerzen die Siechen und Krüppel, dort werden vornehme Damen, welche ebenfalls bei dem Wundermanne Heilung suchen, in Sänften herbeigetragen und vor den Gasthäusern lungert das zahlreiche Gefolge der hohen Herrschaften, die eingetroffen sind, des Herrn Bischofs zu Freysing, der Herren Fürsten von Bartenstein und Schillingsfürst und anderer Standespersonen, deren Anwesenheit die neuen Wunderthaten verherrlicht.

Hei — was ist das für ein lustig Treiben in den Metzgen und vor den Bäckerläden! Der Fleischer legt sich alle Tage eine frische, weiße Schürze bei und singend, jodelnd zerhaut er das Fleisch, wirft auch noch einen Markknochen obendrein in den Korb, wenn ihm

die Käuferin wohlgefällt! Und der Bäcker, dessen Gesellen nicht Brod genug zu backen vermögen, wie muthwillig schäckert er mit allen Mägden und wie lieblich findet er, das Geld einstreichend, ihr knappes Mieder! Von den Wirthshäusern gar nicht zu reden: da geht es beharrlich aus und ein, wie in den Taubenschlägen, und das Vergnügen beim Bierkrug und Disput ist groß. Was macht diese Menge so lebendig? Sie hat ein gemeinsames Interesse; in diesem Falle freilich nur das Interesse eines finstern Aberglaubens, dessen Wirkungen die Köpfe entflammen und zur Parteinahme für oder wider veranlassen.

Die Stadt Ellwangen ist jetzt täglich von zwei bis dreitausend Fremden besucht, von Kranken und Gesunden strotzend angefüllt. Aus Württemberg, Bayern, aus den österreichischen Erblanden, aus allen deutschen Provinzen, selbst aus Italien und Polen strömte die wundersüchtige Menge herbei. Viele kamen aus Elend, um sich von dem Wundermanne helfen zu lassen; die Meisten aus Vorwitz, um die Seltenheit der Sache mit anzuschauen.

Wo der Vorwitz die Menschen treibt, da können die Zeitungsschreiber nicht fehlen. Sprach man doch von dem schwäbischen Spektakel in Berlin und Paris, in London und Florenz, und jede Zeitung wollte ihre

Berichte haben. Dazu thaten alle Halb- und Viertel-Gelehrten sich auf und deren Zahl ist Legion.

Ei — was arbeiteten da die Pressen! Buchdrucker und Kupferstecher hatten eine gute Zeit. Fünf bis sechstausend Abdrücke von den „Berichten der Augenzeugen," von den „prüfenden Anmerkungen" und „Sendschreiben," von den „unparteiischen Betrachtungen," von den „gründlichen Beweisen," von den „aufgedeckten Wunderkuren," von dem „Unterricht für diejenigen, welche in ihren körperlichen Anliegenheiten bei dem hochwürdigen Herrn Johann Joseph Gaßner entweder Hülfe zu suchen gedenken oder selbe schon gesucht und gefunden haben," von dem „nützlichen Unterricht, wider den Teufel zu streiten," oder wie sonst die Titel alle hießen, waren regelmäßig im Zeitraum von einigen Tagen vergriffen.

Und die Goldschmiede und Gürtler! In ihren Werkstätten — welch unermüdliches Hämmern, Schneiden und Löthen! Auch bedurfte es wohl des anhaltenden Fleißes, bis all diese verschiedenen Gattungen des Agnus Dei, diese Kreuzlein, diese Herzen, diese Ringe und die hundert anderlei Dinge fertig waren, welche sämmtlich, wie die Verkäufer behaupteten, der hochwürdige Herr Gaßner vor dem Verkaufe segnete.

Selbst den Apotheker wollte Herr Gaßner nicht im Schaden liegen lassen. Ha — wie hatte der es

werth bekommen! Hielt er nur das Geld zusammen, er konnte ein steinreicher Mann in ein paar Monaten werden. Und was ist es, das den Apotheker zu einem so gesuchten Manne und seine Kundsame so golden macht? Auf der Welt nichts Anderes als die Benediction des Wundermannes. Der hochwürdige Herr Gaßner entläßt nemlich keinen seiner Patienten, sei es, daß er sie für geheilt, sei es, daß er sie für unheilbar erklärt hat, ohne eines der in der Apotheke vorräthigen Mittelchen empfohlen zu haben, über welche er den Segen gesprochen hat. Da ist ein gemeines Baumöl, zu allen möglichen Dingen nütze, ein allgemeines Augenwasser, für Blinde wie für Sehende gleich probat, ein Universalpulver, das die Nerven stärkt, der Schwäche des Magens aufhilft, die Krämpfe der Hysterischen stillt, auch Flöhe und Wanzen vertreibt, da ist endlich ein aus Lavendelblüthe, Schlüsselblumen, Rosenblättern, Wachholderbeeren und rothen Korallen bereiteter Thee, welcher zugleich als Rauchwerk benutzt werden kann und in dieser letzteren Eigenschaft Viehställe und Wohnungen der Menschen von dem unsichtbar durch alle Ritzen eindringenden Teufelsgeschmeiße reinigt.

Während der Apotheker seine Thaler einstreicht, ziehen draußen feierliche Prozessionen unter Lobgesängen auf die heilige Maria durch die Straßen, um nach der außerhalb der Stadt wunderschön gelegenen Wall=

fahrtskirche, der Schönenberg genannt, zu pilgern. Hier lesen die Herren Chor=Vicarien oder andere Geistliche die heilige Messe, und man darf keck behaupten, daß der Berg von keinem Besucher verlassen wird, der nicht, falls er nicht im Stande war, eine Messe lesen zu lassen, wenigstens ein kleines Opfer hinterlegt hätte.

In der That — es ist nicht das Geringste, was dem hochwürdigen Dom=Capitel durch Opfer und Messelesen zufällt: nur die Kapuziner vielleicht gerathen in etwelchen Schaden. Denn neben den vielen Bemittelten, welche in Ellwangen zusammenströmen, findet sich natürlich auch eine große Zahl Unvermöglicher ein, welche in Folge des langen Wartens ihren Reisepfennig aufgezehrt haben und dann ohne Unterlaß das Kloster um Aufnahme bestürmen. Doch nein — auch die Kapuziner wissen ihre Almosen reichlich wieder einzubringen.

Endlich finden selbst Bettler und Beutelschneider hier ihre gute Erndte. Wie mancher Groschen fällt für sie in dem Gedränge ab! Auch sind sie nicht die Letzten, welche sich's in dem allgemeinen Saus und Braus sehr wohl behagen lassen.

Wenn aber Alles durch den Wundermann gewinnt: sollten des Herrn Probsts von Ellwangen hochfürstliche Gnaden allein verlieren? Ach nein — sorge doch Niemand für die Kammergefälle dieser ansehnlichen Probstei!

Es bedarf wohl nicht erst des Nachweises, daß wir hier eine Agitation im großen Style vor uns haben. Und welcher Natur dieselbe gewesen, muß uns alsbald klar werden, wenn wir unter der Menge der Schriften und Kupferstiche, welche man unter das Volk verbreitete, die Spottbilder auf Pabst Clemens XIV. nicht übersehen, die man geflissentlich an allen Orten unter die Menge verstreute.

Pabst Clemens XIV. hatte lange genug gesäumt, das Versprechen zu erfüllen, welches Lorenzo Ganganelli vor seiner Erhebung auf den heiligen Stuhl den wider die Jesuiten aufs äußerste erbitterten Kabineten gegeben hatte. Aber die Forderungen der bourbon'schen Höfe waren zu bestimmt, als daß er entschlüpfen konnte. So ward denn endlich an die Christenheit das berühmte Breve dominus ac redemtor noster erlassen, durch welches der Jesuiter-Orden in ähnlicher Weise, wie im vierzehnten Jahrhundert der Orden der Tempelherren, überall aufgehoben wurde. Diese Aufhebung des Ordens hatte das Signal dazu gegeben, in großem Maßstab mit jener Agitation hervorzutreten, welche von den Jesuiten in der Voraussicht des Bevorstehenden längst vorbereitet war. Neben dem Sitze des Fürstbischofs von Ellwangen war namentlich Baiern zum Schauplatz dieser außerordentlichen Agitation ausersehen. Der Erfolg der Agitations-Mittel war um so gesicherter,

als die Jesuiten nunmehr die Rolle der Märtyrer spielten und in dieser neuen Eigenschaft ihre Gewalt und Herrschaft über die Menge, welche sie an allen Schwächen zu fassen wußten, nur um so straffer anzogen und um so fester begründeten. Dazu gewährten ihnen die Bischöfe offenen Schutz, so daß sie als Exjesuiten in Kürze noch mächtiger waren, als sie zuvor als Jesuiten gewesen. Den Peter von Amiens in diesem Kreuzzug zu Ehren des verfolgten Ordens zu spielen, hatte der hochwürdige Herr Johann Joseph Gaßner, ehemaliger Pfarrer zu Klösterl, übernommen, und wir haben bereits gesehen, mit welchem Glücke er, zunächst unter dem Schutze des Fürstbischofs Anton Ignaz zu Ellwangen, diese seine Rolle spielte.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

„Lassen Sie uns anstoßen! Auf Ihre Gesundheit und Ihr Glück! Sie sind ganz mein Mann: nur mit Ihrem Friedrich dem Einzigen mögen Sie zu Hause bleiben."

Mit diesen Worten ergriff der Herr v. Pankuch, ein reicher und kinderloser Patrizier der Stadt Heilbronn, das Glas, in welchem der feinste Neckarwein duftete, nachdem er seinem Tischnachbar zuvor aus der bereitstehenden Flasche eingeschenkt hatte.

„Hegt man nur eine recht herzliche Feindschaft wider die Geistlichkeit," erwiederte der Andere, welcher lachend Bescheid gab und die am Rande seines Glases schäumenden Weinperlen mit Wohlgefallen zu betrachten schien, „so begründet das bereits einen ersten Anspruch auf Ihre Gunst, die freilich durch ein unzeitiges

Lob auf den Preußen-König leicht wiederum verscherzt ist."

Der Mann, welchen wir hier im Gasthaus zur Rose in Heilbronn mit dem Herrn v. Pankuch beim Neckarweine treffen, ist kein Anderer als Schubart. Mit gründlich leerer Tasche angekommen, hat er in dem reichen Patrizier bereits einen Gönner gefunden, dessen Freundschaft jedenfalls für die Bezahlung der Zeche bürgt.

„Es ist so etwas," bemerkte Herr v. Pankuch, „wie es aber kommt, daß mir jedesmal die Galle steigt, wenn ich nur von weitem eines Priesterrockes oder Kragens ansichtig werde, das will ich Ihnen erzählen."

„Ah — da giebt's wohl ein Seitenstück zum Spezial Zilling!" fiel Schubart ein, sich in die Haltung eines aufmerksamen Zuhörers setzend.

„Sie wissen, Herr Schubart," fing der Patrizier zu erzählen an, „daß ich ein großer Verehrer von Liscow bin und in demselben unsern deutschen Swift erkenne. Nach dem Tode des Satyrikers trug ich mich mit dem Gedanken, seine ungedruckten Schriften zu sammeln, und unternahm zu diesem Behufe eine Reise nach Dresden. Mein erster Gang ist zu der armen Wittwe, welcher durch die Sammlung der hinterlassenen Schriften ihres Mannes ein uneigennütziger Dienst geschehen sollte. Aber was höre ich da? Mit Thränen in den Augen erzählt mir

die arme Frau, sie habe die Manuscripte ihres verstorbenen Gatten einem Geistlichen eingehändigt, der bei Lebzeiten ein Freund desselben gewesen, mit der Bitte, einen Verleger ausfindig zu machen. Der geistliche Freund übernimmt den Auftrag, durchliest das Manuscript und stößt auf die Charakterzeichnung eines Pfaffen. Die Zeichnnng war ohne Zweifel gesalzen; denn Sie kennen ja die Feder Liscow's."

„Wahrscheinlich so gesalzen," fiel Schubart lächelnd ein, „wie die Zeichnung der elenden Scribenten, deren Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit Liscow in einer eigenen Schrift bewiesen hat."

„Wie der Pfaffe," fuhr der Patrizier zornig fort, „die Charakteristik findet, was thut er? Er wirft das ganze Manuscript ins Feuer."

„Hol dich der Teufel!" fiel Schubart ein. „Hoffentlich aber bezahlte er der armen Wittwe wenigstens den Werth des Manuscriptes."

„Ja bezahlen — —," versetzte der Patrizier entrüstet, „ein Pfaffensack und etwas von sich geben! Keinen Deut gab er ihr. Unverrichteter Dinge reiste ich wieder von Dresden ab und verabscheue seitdem samt und sonders dieses schädliche Geschmeiß."

„Hier auf fränkischem Boden," bemerkte Schubart, „scheint der Einfluß der Geistlichkeit nicht so groß, wie in den schwäbischen Landen. Wenigstens

ist es ein lebenslustiges Volk, das hier an des Neckars grünen Gestaden sich des Daseins freut, und ich hoffe, daß dieses heitere Wesen auch mir für das Concert zu gute kommen wird, das ich in den nächsten Tagen zu geben beabsichtige."

„Haben Sie keine Sorge," fiel der Patrizier mit der Miene des Protektors ein, „ich habe bereits Ihretwegen mit dem Herrn Bürgermeister v. Wachs gesprochen und haben Sie in Sachen der Musik und schönen Wissenschaften nur erst die Fürsprache des Wachs'schen Hauses, so wird es weder Ihren Concerten noch Ihren Vorlesungen an Zuhörern fehlen. Unter wessen Mitwirkung, wenn ich fragen darf, denken Sie das Concert zu geben?"

„Herr Pirkner und seine Frau," erwiederte Schubart, „haben mir bereits zugesagt. Ich denke, daß die einst so berühmte Marianne noch Nachtigall genug ist, um den Heilbronnern einen Abend zu versüßen. Und am Ende — was sind auch alle Instrumente, Orgel, Flügel, Geige, Hoboe, Flöte oder Horn, gegen den Menschensang? Ist's einem doch wie Nachhall aus dem Himmel, wenn wir im Tempel, vom Theater herab, im Concertsaale oder aus belaubten Hecken eine schöne Menschenstimme hören."

„Sie haben Recht," entgegnete der Patrizier selbstgefällig, „nur mit dem Tempel mögen Sie so gut als

mit dem einzigen Friedrich zu Hause bleiben. Das sind Dinge, für die dumme Pferdsgeduld der Schwaben recht. Ah — wie haben sie diese Pirkner in dem Schwabenland mißhandelt!"

„Sie saß mit ihrem Manne," fiel Schubart ein, mehrere Jahre als Gefangene auf Hohenasperg, so viel ich weiß."

„Freilich," bestätigte der Patrizier, „aus einer bloßen fürstlichen Caprice. Das arme Weib verlor in dem Gefängnisse den Verstand, erholte sich zwar wieder, als sie hier in unserm schönen Heilbronn eine Zuflucht fand; aber die einst so gefeierte Marianne ist kaum mehr in ihr zu erkennen. Denn die Rückerinnerung an den Berg ihres Elends wird bis ans Ende des Lebens, wie eine düstre Wolke, auf ihrer Seele liegen."

Schubart schien in Nachdenken zu versinken, sei es, daß ihm die Haft, welche er in Ludwigsburg überstanden, sei es, daß ihm der Traum in den Sinn kam, welchen er einst in Geißlingen gehabt hatte. Dieser ernstere Sinn aber war keineswegs nach dem Herzen des Patriziers, welcher den Flüchtigen um seiner frohen Laune willen in Affection genommen hatte und darum ein gewisses Recht auf die immer neuen Anregungen zu haben glaubte, welche dem geselligen Talente Schubart's zu Gebote standen.

„Was sinnen Sie, Herr Schubart?“ rüttelte der Patrizier den Nachdenklichen auf, indem er das Glas desselben von neuem füllte. „Ich werde wohl den Preußen-König am Ohre nehmen oder die Läufer, Schnörkel und Triller der Opernsänger loben müssen, um Sie zu erwecken und ins Feuer zu bringen.“

Schubart hatte in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes in Heilbronn bereits herausgemerkt, was ein talentvoller Mensch, welcher ohne Arbeit und Vermögen wohl leben will, seinen Patronen schuldig ist.

„Ja — den Harlekinsgenius dieser Hofmusik mit den tausend Schnörkeln und Trillern,“ erwiederte Schubart, wie aus einem Traum auffahrend, „habe ich gründlich auf dem Strich. Aber das wissen Sie noch nicht, Herr v. Pankuch, daß mein Vitzliputzli dieselbe Antipathie hat.“

„In wie fern?“ fragte der Patrizier.

Statt der Antwort begann Schubart, dessen klangvolle Stimme durch eine außerordentliche Gewandtheit des Vortrags unterstützt wurde, unter lebhaften Gestikulationen eine französische Chansonette anzustimmen. Der Hund, Vitzliputzli genannt, auf dessen Nervensystem die kräftig hervorgestoßnen Töne einen sehr unangenehmen Eindruck zu machen schienen, setzte sich alsbald auf die Hinterbeine, schaute knurrend zum

Gesichte seines Herrn auf und begleitete dann den Gesang mit einem gräßlichen Geheul.

Der Patrizier, welchem solche Dinge das Herz erfreuten, hatte sein schallendes Gelächter noch nicht ausgeschüttet, als sich ein Höllenspektakel vor dem Gasthause erhob und unter dem Rufe „Hausknecht! Kellner, Licht!" die Glocke fast abgerissen wurde.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

„Was soll's nur wieder werden?“ sagte der Patrizier etwas ärgerlich.

„Das sind unsere Freunde, die Preußen,“ erwiederte Schubart lachend.

In diesem Augenblicke stürmte die lärmende Rotte in das Wirthszimmer. Es waren einige Werboffiziere, welche einen übel zugerichteten Menschen in der Mitte führten.

„Donnerwetter! Das geht zu weit!“ rief Schubart entrüstet aus, als er des Schauspiels ansichtig ward.

Als die Werboffiziere Schubart erkannten, überhäuften sie denselben mit Freundschaftsbezeugungen.

„Ah — Herr Schubart — nicht so hitzig, Freundchen! Sie sollen Alles hören. Das ist herr-

lich, daß Sie da sind; es soll heute einen fidelen Abend geben.

Werft eure Mützen in die Höh,
Mit wild zerstreutem Haar,
Und ruft ein lautes Evoe!
Es lebe der Husar!

Während die Offiziere in die Schlußstrophe des Singenden einfielen, betrachtete sich Schubart den sonderlichen Aufzug so genau, als es bei der sparsamen Beleuchtung geschehen konnte.

Der von den Werbern mitgeschleppte Mensch stand hilflos und stumm im Hintergrunde. Sein Stummsein aber hatte einen mehr als zureichenden Grund. Die Hände des Menschen waren auf dem Rücken zusammengebunden, und in seinen Mund war ein Sacktuch gesteckt, so daß er nicht allein keinen Laut von sich geben konnte, sondern jeden Augenblick dem Ersticken nahe schien.

Schubart, trotz aller Verirrungen immer ein lebhaftes Gefühl für Recht und Unrecht im Busen tragend, erhob sich rasch von seinem Stuhle und ging auf den Unglücklichen zu, um ohne Weiteres seine Fesseln zu lösen.

Derjenige unter den Werboffizieren, welcher ihren Sprecher zu machen schien, zeichnete sich vor den übrigen durch eine gewisse Wildheit der Gesichtszüge und

eine große Nase aus, unter welcher sich ein fürchterlicher Schnauz bemerklich machte.

„Machen Sie uns keine Späße, Schubart," rief der Mann mit dem Schnauze, die Befreiungs-Versuche abwehrend, „der furor poeticus mag in den Zänkereien der Gelehrten am Platze sein, wenn sie sich darüber streiten, wie das Himmelsfaß gebunden sei und wie viele Reife es habe; aber im Handwerk des Soldaten kann man die Nebelkappen nicht brauchen; da gilt's Subordination, Reglement und ein eisernes Herz."

„Aber was hat denn der arme Mensch verbrochen, daß man ihn auf eine so jämmerliche Weise zurichtet?" fiel der Patrizier ein, der den Preußen in keinem Stücke grün war.

„Was sich nicht bürsten läßt, das muß man klopfen," erwiederte der Werber. „Wie wir heute unsere Streife durch die Umgegend machen, stößt uns dieser Kerl auf, welcher den Bauern weiß macht, daß er Höcker, Kröpfe, Krätze und Krebs durch geheime Mittel heilen könne, und diejenigen, über deren Krankheit seine eigene schwache Kraft nichts vermöge, an seinen Herrn und Meister weist, der größer sei als er, nemlich an den Pfaffen, der zur Zeit in Ellwangen ein förmliches Wundertheater zur Heilung aller Uebel aufgeschlagen hat. Wie darf sich solcher Mäusemist

unter den Pfeffer mengen? Wir müßten keine Soldaten sein, wenn wir, die Werber für den König, diesen Werber für den Pfaffen nicht aufgehoben hätten."

Durch diese Erzählung wurde die Aufmerksamkeit in noch höherem Grade als zuvor auf den Elenden gerichtet, und je theilnehmender Schubart diese durch das in den Mund gestopfte Tuch verzerrten Gesichtszüge betrachtete, desto bestimmter drang sich ihm die Meinung auf, daß er den Menschen kennen müsse.

„Wir warteten also," fuhr der preußische Werboffizier zu erzählen fort, „die passende Gelegenheit ab, um uns des Gauners, welchem eine preußische Uniform besser anstehen wird als die Pfaffenkutte, zu bemächtigen, und waren noch so galant, denselben zu uns in den Wagen zu heben. Aber da schreit der Kerl, als er von weitem eines Trupps Bauern ansichtig ward, so erbärmlich wie ein Kalb, das man am Messer hat. Die Bauern nun sind dumme Teufel und Schwaben dazu, und haben's schon lange auf uns abgesehen. So fuhren wir denn, was die Pferde laufen konnten, und steckten dem Schreier ein Tuch in den Mund, um ihm das Hülferufen zu entleiden. Das ist die ganze Geschichte, Herr Schubart. Jetzt freilich ist der Maulkorb nicht mehr nöthig."

Mit diesen Worten zog der Werboffizier dem gepreßten Rekruten das Tuch aus dem Munde. Der

Mensch schnappte zwischen Tod und Leben, wie ein ans Land geworfener Fisch. Schubart aber erkannte nun den alten Freund.

„Schwarzer Pechvogel," rief er aus, „so also muß ich dich wiedersehen! Wer heißt dich auch, den Bauern im württemberg'schen Unterlande die Kröpfe zu heilen? Treibst du das heillose Gewerb als des Teufels oder des Pabstes Mameluck?"

Der in den Diensten zur Ehre Gottes und des Jesuiter=Ordens reisende Vagabund war nicht im Stande, auch nur ein Wörtchen hervorzubringen, neigte sich aber mit flehentlicher Geberde nach Schubart's Händen, um dessen Hülfe zu erbitten.

Die Verwunderung war nicht gering, da sich der sonderliche Rekrut als ein Freund Schubart's präsentirte.

„Na ja," bemerkte der Werboffizier, „unser Schubart mag eine etwas verhudelte Bekanntschaft im Schwabenlande haben; das muß man sagen. Wenn's gut geht, giebt's einen Grenadier: schaut nur, wie keck ihm das grüne Hütlein auf dem Kopfe sitzt."

Die preußischen Offiziere hatten Schubart äußerst lieb gewonnen, nicht allein als einen witzigen und lustigen Gesellschafter, sondern auch als einen begeisterten Anhänger des Königs von Preußen, welchen der Dichter schon durch manchen Vers verherrlicht hatte. So war denn die Lösung der Fesseln des Gefangenen bald

erwirkt; aber in die gänzliche Freigebung wollten die Werber lange nicht willigen.

„Nein, nein, der Herr Grünwald wird preußischer Grenadier.“

„Grünwald?“ rief Schubart aus. „Unter diesem Namen, Schneider, machst du deine Kuren an den Bauern? Meine Herren, der Mann heißt Schneider, ist ein Maler, und zwar ein Maler von Talent. Wie er zu dem Namen Grünwald und der Herr Grünwald zu dem grünen Hütlein kommt, das mag der Teufel wissen. Ein abenteuerlicher Kerl ist er immer gewesen; sonst hätte ich wohl auch nicht so viel Geschmack an ihm gefunden. Wollen Sie denn den Künstler in eine Soldatenjacke stecken?“

„Der Künstler ist uns unbekannt,“ erwiederte der Werber mit dem großen Schnauze, „wir haben's mit dem Quacksalber zu thun, welchem man die Vernunft, sei es mit der Peitsche, sei es mit der flachen Klinge, in den Leib treiben soll. Jede andere Bitte aber, bester Herr Schubart, soll für Ihren Günstling erfüllt werden: nur völlig freigeben können wir ihn nicht.“

„So widerrechtliche Dinge billigt der König von Preußen nicht,“ rief Schubart mit Bewegung aus, „wahrhaftig, wenn Ihr König wüßte, wie heiß ich ihn liebe und wie viele Menschen ich schon mit Liebe für ihn entzündet habe, er würde auf meine Fürbitte nicht

allein diesen armen Menschen freilassen, sondern für mich, wenn ich einmal ähnlichen Banden einer ungerechten Gewalt verfiele, selbst Truppen marschiren lassen."

Diese innere Bewegung, in welche Schubart zu gerathen pflegte, wenn er nur den Namen des großen Friedrich nennen hörte, verfehlte ihre Wirkung auf die preußischen Offiziere nicht.

„Wer könnte Ihnen auch einen Wunsch abschlagen, wenn Sie auf der Erfüllung bestehen," entgegnete der Werboffizier, „gut — Ihr Maler und Wunderdoctor soll die Freiheit Ihrer Fürsprache verdanken; aber Sie müssen für ihn das Lösegeld bezahlen."

„Omnia mea mecum porto," versetzte Schubart lachend, „das sollen Sie Alles für den Schlingel haben."

„Das Lösegeld soll darin bestehen, daß Sie uns ein Gleim'sches Kriegslied singen, und zwar nach eigner Melodie."

Dazu war Schubart alsbald fertig. Er wußte diese Kriegslieder mit einem Ausdruck und Feuer vorzutragen, daß den rauhen Kriegsgesellen unwillkürlich Thränen der Rührung in die Augen traten. Unter den Freuden des Gesanges und dem Geklirr der Gläser aber ließ man es gern geschehen, daß sich der quacksalbernde Herr Grünwald, dieser würdige Vorläufer des hochwürdigen Herrn Gaßner, gleichsam unbemerkt aus dem Staube machte.

Der Vortrag eines Gleim'schen Kriegsliedes war herausfordernd genug, um nun, zum nicht geringen Verdrusse des Herrn v. Pankuch, die Schleußen zum Lobe des Preußenkönigs aufzuziehen.

„In dem König von Preußen," bemerkte der Werboffizier, wohlgefällig seinen langen Schnurrbart zwirbend, „ist endlich einmal ein Genie auferstanden, ein Genie, wie es sein soll. Was man hier zu Lande Genie heißt, mit Verlaub, Herr Schubart, das sind Gispel in der Regel, welche Plan und Ordnung in den Dingen für Krücken halten, die nur der Lahme bedürfe. Erst in dem großen Friedrich — da ist einmal das glorreiche Beispiel eines Genies aufgestellt, welches Alles nach dem weisesten Plane thut und den Plan in den strengsten Gesetzen der Ordnung ausführt. Alle Jahr um eben die Zeit zu Magdeburg, dann zu Salzdahl, in Pommern, in Preußen, in Schlesien — jedem Geschäfte seine Portion Zeit angewiesen, und das ein Jahr, einen Monat, einen Tag wie den andern — das heiß' ich ein Genie."

„Ah, Freund," erwiederte Schubart, welcher sich durch den Ausfall auf die genialen Gispel in Süddeutschland selbst etwas getroffen fühlte, „man kann nicht immer im Leben mit Faulhaber's Rechenbuch unter dem Arm erscheinen. Die Ordnung ist's doch weniger, als der Geist, der Friedrich groß macht. Wir

haben wieder einen nationalen Helden, Erfolge deutscher Waffen, Vertretung Deutschlands durch einen deutschen Fürsten wider das übermüthige Ausland. Was frei, was deutsch denkt, muß sich, damit Selbstgefühl in die Nation zurückkehre, um diesen König scharen, welcher in der linken Hand den Scepter, in der rechten die Wagschale Europas hält."

„Schubart, Sie müssen ein Zeitungsschreiber werden," fiel der Patrizier ein, „und — wie alle Zeitungsschreiber thun — als Staatsweisheit den Quark aufklauben, welchen die Postillons auf den Haltstationen verzetteln. Friedrich ein deutscher Mann? Er spricht nur französisch. Ein nationaler Held? Ja das erste unter den brandenburgischen Herzen."

„Ist auch seine Bildung französisch," eiferte Schubart, „so ist er doch ein wahrhaft deutscher Charakter. An der Spitze aller freien Richtungen der Zeit stehend ist er unbesieglich. Jeder Athemzug von ihm ist eine Protestation gegen den faulen Uebermuth der Feudalaristokratie, gegen das Verdummungssystem der Pfaffen und die prunkende Sittenlosigkeit der alten Höfe. Nur durch Friedrich den Großen kann man wieder Glauben zu dem deutschen Volke fassen."

„Würde König Friedrich eine deutsche Politik verfolgen," erwiederte der Patrizier, in welchem die reichsstädtischen Traditionen sehr lebendig waren und

welchem das Erbgut politischer Anschauungen ein sicheres Urtheil eingab, als Schubart die vage Begeisterung, „dann würde, dann müßte ihm allerdings die ganze deutsche Nation zufallen. Aber er ist und bleibt ein Preußen-König und der Besitz von Schlesien sagt seinem preußischen Ehrgeize mehr zu als die Herrschaft über Deutschland. Mag es auch wahr sein, daß er sich an die Spitze der von Frankreich herübergekommenen Freigeisterei gestellt hat, für die dummen Deutschen wird er wenig davon abfallen lassen, und die Portion Aufklärung, die er ihnen etwa in den Leib treiben möchte, zwingt er durch Franzosen und Stockprügel auf, etwa wie Peter der Große seinen Russen die Civilisation durch Deutsche und die Knute aufmaß. Was meinen Sie, Herr Schubart, daß hiebei die Freiheit gewinnen werde?"

Die Werboffiziere verspürten gute Lust, diesem gesprächigen Reichsstädter, welcher sich durch den genossenen Wein zu einem solchen Maaß der Freimüthigkeit hatte fortreißen lassen, den preußischen Säbel aufzumessen. Wie man von den Geistlichen sagt, daß jeder einen kleinen Pabst in sich habe, so konnte man von diesen preußischen Soldaten sagen, daß jeder einen kleinen Preußen-König in sich hatte. Denn jedes Wort gegen Friedrich ward als eine persönliche Beleidigung von ihnen aufgenommen. Die aufrichtige Zuneigung

aber, welche die anwesenden Offiziere zu Schubart hegten, ließ es hier zu keinen Excessen kommen.

„Freiheit?" rief der Mann mit dem großen Schnauze aus, „in dem König ist die Freiheit. Ein braver Mann ist überall frei. Aber Subordination muß sein. Soll jedes Schwindelhirn in der Welt herumrumoren dürfen, ohne Stock und Kette zu fürchten? Hoch lebe König Friedrich von Preußen!"

Der Patrizier besaß anständige Klugheit genug, um einer solchen Zumuthung nicht auszuweichen. Er stieß herzhaft an; die Gläser klirrten und der Friede war hergestellt.

Schubart war ein zu offener Kopf, als daß er die Einwürfe des Patriziers völlig überhören konnte.

„Es ist wahr," sagte er etwas nachdenklicher, „ich glaube die Thränen zu verstehen, welche dem König in die Augen traten, als er in seinem Racine die Rede des Burrhus an den jungen Nero las. Er will das Wohl seines Volkes, er will es mit allen Mitteln der Gewalt erzwingen; aber eine geheime Stimme in seinem Innern scheint ihm zu sagen, daß wie der einzelne Mensch, so auch eine ganze Nation dauerndes Glück nur sich selbst und der eignen freien Thätigkeit verdanken kann. Inzwischen schäme ich mich nicht zu gestehen, daß ich in dem Feuer jüngerer Jahre, namentlich zu der kritischen Zeit von 1760 und 1761,

öfters bei Nacht, knieend und mit glühender Inbrunst, zu Gott für den großen König gebetet habe."

Je mehr Schubart die Gewohnheit hatte, in Gesellschaft sich von schlimmerer, wenigstens freigeistischerer Seite zu geben, als er in Wirklichkeit war, einen um so tieferen Eindruck auf die Soldatenherzen machte dieses seltsame Geständniß des Zechers, das mit dessen sonstigem Gebahren in völligem Widerspruch zu sein schien.

„Schubart! Sie müssen nach Berlin! — Nur in Berlin ist Ihr rechter Platz. Gleich in den nächsten Tagen reisen Sie über Anspach nach Berlin."

Das waren die Aufmunterungen, welche die Werboffiziere aus Einem Munde ihm zuriefen.

„O — das ist längst mein Gedanke," entgegnete Schubart, „nach Berlin will ich gehen — da ist der rechte Platz für mich."

Solche Projectmachereien waren keineswegs im Geschmacke des Patriziers, der darum abzubrechen wünschte.

„Der Engel an der Rathhaus-Uhr wird bald posaunen," sagte er in etwas überdrüssigem Tone, „und die Böcke ihre Hörner zwölfmal an einander stoßen. Es ist Zeit, daß wir zu Bette gehen."

Die eigenthümliche Zeitbezeichnung, deren sich der Reichsstädter hier bediente, erklärt sich aus der künst-

lichen Einrichtung der Rathhaus-Uhr seiner Vaterstadt, an welcher mit dem Schlag zwölf Uhr Böcke mit den Hörnern an einander stoßen und ein Engel posaunt.

Die müden Zecher folgten der Aufforderung und begaben sich zur Ruhe.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Wir sehen an einem schönen Morgen in Heilbronn zwei Männer, welche auf die Zeit der Abfahrt des Schiffes nach Mannheim zu warten scheinen, an dem Ufer des Neckars in angelegentlichem Gespräche auf- und abspazieren.

„Es war noch ein heiterer Abend gestern auf dem Wartberg," sagte Herr v. Pankuch, seinen Begleiter am Arm ergreifend, „noch ein Paar solcher Abende, und ich könnte mich selbst mit den preußischen Werboffizieren aussöhnen."

„Die lassen lange auf sich warten," entgegnete Schubart, nach der Stadt zurückschauend, „sie haben gestern doch so sicher versprochen, noch zeitig zur Abfahrt zu kommen."

„Werden schwere Köpfe haben," entschuldigte der Andere, „oder schon auf dem Fange sich befinden, um

sich Ersatz für den Herrn Grünwald zu schaffen, den Sie jüngst aus ihren Klauen gerissen haben. Ich muß gestehen, es thut mir herzlich leid, daß Sie Heilbronn schon so bald wieder verlassen."

„Auch ich scheide ungerne aus dieser heiteren Stadt," gab Schubart zurück, „stets werden die Eindrücke, die ich hier empfangen, in meiner Seele bleiben — wie unvergeßlich glänzt dieser blaue Himmel über den Thürmen und Häus.rn der Stadt, wie schimmernd schlängelt der Neckar seinen Pfad durch die grünen Weingehege, wie sind die guten, freien, heiteren, offenen Menschen an seinen Ufern immerdar zu Freude und Wohlwollen gestimmt, und die Krone von Allem, dieser Wartberg! Noch gestern — wie selig schweifte der Blick von dem Wartthurm herab über die Städte, Dörfer, Wälder und den fernen Gürtel der Gebirge, über die Gärten, Weinberge, Wiesen, Aecker, Ströme und Weiher — Alles von Menschen, Thieren, Vögeln und Fischen wimmelnd. Es ist doch schön in Gottes Welt und mit den Schurken muß man Mitleid haben!"

Der Patrizier, obschon ihm jedes Lob seiner Vaterstadt das Herz erfreute, war doch kein Freund solcher Empfindsamkeiten und ergänzte darum den Sermon des Scheidenden mit den Worten: „Und das gute Glas Wein, das man immer auf dem Wartberg findet! Das ist auch nicht zu verachten. Was war es denn, —

wenn ich fragen darf, — daß Sie gestern im Nachhausegehen bei dem Gartenthor am Fuß des Wartbergs plötzlich, mitten aus der lärmendsten Freude, so nachdenklich wurden und eine Weile allda wie angefesselt schienen? Ich habe es wohl bemerkt: sicherlich hatten Sie hier einmal eine Aventüre."

„Ach ja — bei dem Gartenthor," entgegnete Schubart und strich sich mit der Hand über die Stirne, „ich sah über demselben eine Rose eingegraben, welcher die Blätter abfallen, und unten die Worte eingehauen: Schaue mich an und denke dein. Da überkam mich unwillkürlich die Erinnerung an mein Weib."

„Sie haben gut gethan," fiel der Patrizier ablenkend ein, „daß Sie den Plan, nach Berlin zu gehen, wieder fahren ließen. Sie gehören zu Bier und Wein, ins öffentliche Wirthshaus; nicht ins Land der Theetrinker, in den abgeschlossenen Salon. Nicht wahr — Ihr Freund, der Herr v. Gritsch, befindet sich in Mannheim?" —

„Ja, er erwartet mich dort, um mich möglichst bald als Professor bei der von ihm zu gründenden Ritter-Akademie in Saarbrücken zu installiren."

„Sie entschuldigen," versetzte der Patrizier kopfschüttelnd, „ich halte diesen Begründer einer Ritter-Akademie für einen sehr bedeutenden Luftbaumeister."

„Vulgo Windbeutel," erwiederte Schubart lachend,

„ich auch. Aber ich reise doch. Der Antrag ist nun einmal da und wenn die Annehmlichkeit des Professor-Bewußtseins nicht länger als über die Neckarfahrt von Heilbronn nach Mannheim andauert, so hat es auch nichts zu bedeuten."

Inzwischen war das Schiff zur Abfahrt fertig. „Dank Ihnen, Herr Uhl zur Rose ist bei Heller und Pfenning bezahlt," wollte Schubart eben seine Abschiedsrede beginnen, als die Werboffiziere herbeikamen.

„Schön, daß Ihr noch kommt!" rief ihnen Schubart lachend entgegen.

Der Abschied wurde ziemlich lärmend. Im Getümmel bemerkte man erst, als das Schiff schon abgestoßen, daß der Pudel Schubart's nicht mit eingestiegen war, der Pudel, welcher doch bei der neu zu gründenden Ritter-Akademie in Saarbrücken nicht fehlen durfte. Das Schiff näherte sich wieder dem Ufer, um auch den Vitzliputzli mitzunehmen.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die Ritter-Akademie in Saarbrücken war ein Luftschloß und also auch die Schubart'sche Professur ein leerer Dunst. Doch besaß unser Freund immerdar das Hellauf des Studenten und hatte so wenig Lust, über die fehlgeschlagene Hoffnung sich allzusehr zu grämen, daß er vielmehr in Mannheim des Rheinweins und der klingenden Thaler, welche er aus den Privatconzerten, Vorlesungen und Gönnerschaften in Heilbronn gerettet hatte, sich baß erfreute. So war denn nach aufgebrauchter Habe der Gedanke Schubart's nicht ganz übel, nach Heidelberg zu gehen und bei den Studenten durch Privat-Lektionen und Unterricht in der Musik einen Unterhalt zu suchen.

Ein Exemplar der Klopstock'schen Messiade und

noch eine Rheinfahrt — das sind die letzten Wünsche Schubart's in Mannheim. Unter verhängnißvollem Schwinden der noch übrigen Baarschaft wird der erstere Wunsch in dem Schwan'schen Buchladen befriedigt; um den anderen Wunsch zu erfüllen, warten zahlreiche Kähne an dem Rhein. Das schönste Wetter begünstigt die Wasserfahrt. Ein Brett wird über den Kahn und auf das Brett die Messiade gelegt. Von der Dichtung begeistert, erhebt sich der Leser mit rascher Bewegung in dem Kahne und patsch — — liegt die Messiade in dem Rhein.

„Nun begiebt man sich eben ohne Messiade nach Heidelberg," tröstet sich der Verblüffte, steigt aus und macht sich stehenden Fußes auf den Weg. So zieht er seine Straße, ein sauberes Kleid auf dem Leibe und etwas Weißzeug in der Tasche.

Zwar durchkreuzt der Gedanke an Weib und Kind zu Haus zuweilen den Leichtsinn des Abenteurers: aber „was will man machen? Es wird sich Alles zum Besten geben und wenn ich mein Glück gefunden habe, so werde ich ihnen tausendfach vergelten, was sie um meinetwillen gelitten," das ist die rosenfarbene Lösung, welche er, um die bösen Erinnerungen zu verscheuchen, seinen Zweifeln giebt.

Der Wanderer, Träume spinnend und Projekte machend, mochte schon eine gute Strecke Weges zurück-

gelegt haben, als ihn eine Stimme ansprach und aus dem Hinbrüten erweckte.

„Eine Gabe, Herr, für einen armen Invaliden!"

Schubart blickte auf und sah einen preußischen Soldaten mit einem Stelzfuß am Wege stehen.

Ein preußischer Soldat, ein Stelzfuß und der nationale Held, welcher auf dem preußischen Throne saß, — das war die rasche Gedankenreihe.

„Da, braver Preuße, hast du Alles, was ich habe," entgegnete Schubart, griff in die Tasche und gab dem Invaliden die fünf Kreuzer, welche er nach dem Kaufe der im Rhein ertränkten Messiade noch übrig hatte.

Inzwischen fing es stark zu regnen an. Schubart suchte Schutz unter dem Dache eines Landhauses, an welchem ihn der Weg vorüberführte. Im untern Zimmer des Hauses wurde der Flügel gespielt und Schubart, an die Mauer angelehnt, um den Regen in dieser Stellung abzuwarten, horchte den Tönen. Er mochte einige Minuten so gestanden haben, als er einen noch ziemlich jungen Mann von bleichem Gesichte und vornehmer Haltung auf sich zukommen sah.

„O, mein Herr, Sie sind vom Regen durchnäßt," sagte der Mann zuvorkommend, „wollen Sie sich nicht hereinbegeben? Ich bin zwar selbst ein Fremder hier; allein kommen Sie auf meine Gefahr!"

Schubart folgte in das untere Zimmer, in welchem eine junge Dame am Flügel saß. Die Gewandtheit im Umgang mit Personen von Stand, welche er sich in Ludwigsburg zu eigen gemacht hatte, kam ihm hier sehr zu Statten. Baron v. Castell — so hieß der Besitzer dieses am Neckar gelegenen Landgutes — erkannte in dem Fremden einen Mann von Lebensart und befahl, daß demselben Erfrischungen vorgesetzt würden.

Das allgemeine Tagesgespräch war damals die Aufhebung des Jesuiter=Ordens und die Agitation, welche die Exjesuiten gegen eine Maßregel ins Werk gesetzt hatten, deren Ausführung namentlich in katholischen Ländern so tief in alle gewohnten Lebensformen einschnitt. Auch in dem Kreise, in welchen wir mit Schubart eingetreten sind, kam darum die Unterredung bald auf das päbstliche Breve, welches Clemens XIV. in Betreff der Jesuiten erlass.n hatte. Ein Edelmann, so sehr er auch in der Residenz den Höfling spielen mag, kehrt auf seinem Landsitze doch (falls überhaupt Elemente der Bildung in ihm zu finden sind) den gebildeten Mann hervor: woher es kommt, daß derselbe Mann, welchen man in der Residenz der aristokratischen Abgeschlossenheit und der Taubheit gegen alle Gründe der Vernunft beschuldigt, auf seinem Landgute vielleicht leutselig und offen für alle geistigen An=

regungen erscheint. Der Gast in dem v. Castell'schen Hause, welcher Schubart zum Eintritt eingeladen hatte, war kein Anderer, als der Graf Emil v. Schmettau, der, eben auf der Reise an den Pfälzer Hof begriffen, hier ein Absteigequartier genommen hatte und einige Tage zu Besuche blieb.

„Daß der päbstliche Stuhl sich am Ende doch noch zur Aufhebung des Jesuiter-Ordens herbeigelassen hat, bemerkte der Baron v. Castell, das scheint mir in seiner Art derselbe Fehler zu sein, wie wenn etwa das französische Königthum sich dazu drängen ließe, die Notabeln des Reiches zu berufen, welche seit anderthalbhundert Jahren nicht mehr berufen worden sind. Da wie dort geschieht Etwas, dessen Folgen man nicht vorhersehen kann. Man vermehrt die Schwierigkeiten, indem man dieselben zu entfernen hofft; man verwickelt und verwirrt, was man entwickeln und lösen wollte. Es ist immer ein Staatsfehler, ein von Jahrhunderten betretenes Geleise zu verlassen, wenn man der Spuren des neuen Geleises sich nicht aufs bestimmteste versichert hat."

„Es ist wahr," erwiederte Graf Emil, „auch die reservatio mentalis, daß man vorerst nur dem Drang der Umstände nachzugeben sich gezwungen sehe und die Hände für die veränderten Verhältnisse der Zukunft

immer frei behalte, hilft über die Schwierigkeiten selten ganz hinweg."

„Dürfte ich meine Meinung sagen," fiel Schubart ein, „so ginge sie dahin, daß wie das französische Königthum durch eine Berufung und ehrlich gemeinte Zurathezıehung der Notabeln gestützt und gekräftigt würde, so der Römische Stuhl durch die Aufhebung des Jesuiter=Ordens von einer Fessel befreit, die katholische Kirche selbst von einer bösen Schlacke gereinigt, die protestantische Kirche einer stets drohenden Gefahr enthoben, der confessionellen Zwietracht ein nie ruhender Stachel genommen, die weltliche Gewalt von einer ewigen Wühlerei und die Menschheit von einer Geisel erlöst wird."

„Reden wir zunächst nicht von der Sache selbst," entgegnete Baron v. Castell mit einem Lächeln, in welchem sich Spott und Wohlwollen mischte, „aber Sie werden zugeben, daß man, falls der Entschluß zu einer großen, umwälzenden Maßregel gefaßt wird, durch dieselbe wenigstens den vorgehabten Zweck erreichen soll."

„Ganz gewiß, Herr Baron!"

„Nun" — fuhr Herr v. Castell fort, — „erzählen Sie selbst — was hören Sie von den Exjesuiten? Ist etwa der Verband selbst durch die päbstliche Bulle, durch das Wort des Verbotes gelöst? Wird ihnen nicht aller Orten unter der Hand der höchste Schutz zu Theil und die Achtung, in welcher der Orden beim

Volke stand, durch das Mitleiden mit den Verfolgten und den Schein des Martyrthums tausendfach erhöht? Vielleicht währt es nicht mehr zu lange, so schaut die Menge zu einem Exjesuiten mit solcher Ehrfurcht wie zu einem Engel auf, der die Leiden des Exiles trägt?"

„Haben Sie schon," fügte Graf Emil bei, „von dem Zusammenlauf der Menschen gehört, welcher im Bisthum Ellwangen stattfindet?"

„Wohl," erwiederte Schubart, „die Wirkungen großer Maßregeln stehen nicht alsogleich in ihrer Größe da. Aber wollen Sie es, um nur dies Eine, Zunächstliegende zu nennen, nicht gut heißen, daß durch die Aufhebung des Ordens der fortwährenden und systematischen Verdummung des Volkes einiger Einhalt gethan wird, daß es nicht länger möglich ist, die geweihten Kräuter, Lukaszettel und Brustsäckchen zum Schutze wider Teufel und Hexen, die Zaubersprüche für Thüren, Truhen und Betten zur Abwehr des Satans, die Wundsalben und Wundsegen oder wie sonst die Wundermittel alle heißen mögen, durch die Vermittlung der Jesuiten-Klöster massenhaft ins Volk zu streuen?"

„Thun's die Jesuiten nicht mehr," erwiederte Graf Schmettau mit einem Lächeln, in welchem ein sicheres Bewußtsein der Ueberlegenheit sich ausdrückte, „so thun's die Kapuziner, die von jeher stark in solchen Künsten

waren, zumal ihnen der heilige Stuhl selbst dereinst ein Privilegium darauf ertheilt hat, und thun es auch die Kapuziner nicht, so thun es lutherische Pfaffen oder sonst andere Leute. Da giebt es tausenderlei Wege und es bedarf weder Klöster noch Mönchsorden dazu. Uebrigens scheint mir, daß diese Dinge überhaupt von keinerlei Bedeutung sind."

„Von keinerlei Bedeutung, Herr Graf?"

„Von keinerlei Bedeutung," bestätigte Graf Schmettau, „diesen Firlefanz aufheben wollen heißt die positiven Religionen überhaupt aufheben wollen. Er war von jeher mit ihnen verbunden und wird immer mit ihnen verbunden bleiben. Auf etwas Mehr oder etwas Weniger kommt's dabei nicht an."

„Ich kann mich nicht überzeugen, daß Sie im Ernste reden, Herr Graf," erwiederte Schubart, „aus einem Volke von Verdummten kann man über Nacht ein Volk von Tigern machen."

„Ganz gewiß," bestätigte der durch französische Lektüre gebildete Graf Emil, „so bringt es die mit dem Fanatismus verschwisterte Vernunftwidrigkeit aller positiven Religionen mit sich. Unser aufgeklärtes Jahrhundert hat die wunderbarsten Fortschritte in allen Gebieten des menschlichen Wissens aufzuweisen. Wie sich Regierungskunst, Polizei und Rechtswesen auf eine immer höhere Stufe heben, so haben Medi-

zin, Chirurgie, Chemie, Maschinenwesen, alle Naturwissenschaften unglaubliche Fortschrite gemacht; aber die Religion, die Theologie, das kirchliche Wesen? Auf diesem Gebiete ist man seit Jahrhunderten bald einen Schritt vor- bald einen Schritt rückwärts gegangen; im Grunde aber beharrlich stehen geblieben. So ist's, so war's, so wird es immer bleiben. Eine positive Religion ist ohne Aberglauben gar nicht zu denken; der Aberglauben aber hat seine Grillen, bald diese bald jene, und die Menschen werden niemals aussterben, welche in und mit diesen Grillen spekuliren. Sollte es darum auch mit dem Jesuiter-Orden ein Ende nehmen, die Jesuiten werden ewig bleiben."

„Ich bin derselben Meinung," bestätigte der Herr v. Castell, „die Beschäftigung mit den Dingen einer unsichtbaren Welt ist eine stete Lockung für alle menschlichen Hirngespinnste. Die Gebildeten aller Nationen emanzipiren sich von den religiösen Vorstellungen; für die Masse aber, die darin beharrt und beharren muß, bleibt auf diesem unnahbaren Felde jeder dauernde Fortschritt ausgeschlossen."

„Sie vergessen die Reformation, Herr Baron," fiel Schubart lebhaft ein, „denken Sie doch an die Reformation, Herr Graf."

„Reformation?" erwiederte Graf Schmettau spöttisch, „nun ja — sie gehört zu jenen Schritten, die

man einen Augenblick vorwärts that, um alsbald wieder zurückzugehen. Wie sollte auch eine Kirche, wie die protestantische, welcher aller Organisation baar ist, irgend eine Bürgschaft für die Zukunft bieten? Es ist wahr, der Protestantismus hatte einen ungeheuren Vorschritt gewonnen, obschon freilich mehr aus nationalen, als aus religiösen Gründen: aber der Sieg ist dennoch am Ende auf Seiten der katholischen Kirche geblieben. In überraschend kurzer Zeit wurde den Eroberungen des Protestantismus eine feste Grenze gesetzt; keine christliche Nation, welche die Grundsätze der Reformation nicht vor dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts angenommen hatte, hat sich überhaupt jemals zu derselben bekannt. Und wenn indessen Veränderungen eingetreten sind, so haben sie entschieden zu Gunsten der römisch-katholischen Kirche stattgefunden."

„Niemand aber wird behaupten wollen," entgegnete Schubart, „daß sich die Tragweite der Reformation nach dem Umfang der gemachten Proselyten beurtheilen lasse: der protestantische Geist ist's, der nicht aufhört, in der Menschheit fortzuwirken und der noch viele Jahrhunderte bedürfen wird, bis alle seine Consequenzen gezogen sind."

„Ich leugne das keineswegs," erwiederte Graf Schmettau, „aber meinen Sie, der katholische Geist

habe aufgehört zu wirken oder könne jemals aufhören fortzuwirken? Was Luther für Sie ist, das ist für uns Loyola."

„Ganz richtig," erläuterte Baron v. Castell, „was Martin Luther für die Reformation der Lehre im Norden wurde, das ist Ignatius Loyola für die Reformation der Sitten= und Kirchenzucht im Süden geworden. Er ist der Wiederhersteller des Katholicismus, welcher durch ihn aus der großen protestantischen Bewegung nur ein frisches Prinzip erhöhter Lebenskraft gezogen hat. So wenig als den Geist Luther's aus der protestantischen, wird man den Geist Loyola's aus der katholischen Kirche nehmen können."

„Wie unendlich weit aber," fiel Schubart ein, „ist die heutige Jesuiten=Partei von dem reformirenden Geiste Loyola's entartet, dessen Einfluß allerdings selbst dem päbstlichen Hof zu einer durchgreifenden Läuterung verholfen hat!"

„Just so weit oder vielmehr nicht so weit," entgegnete Graf Schmettau, „als die protestantische Partei von dem Geiste Luther's entartet ist. Im Uebrigen geht es vielleicht nicht zu weit, wenn man vermuthet, daß das Breve, worin Clemens XIV. seinen Nachfolger auffordert, den Jesuiter=Orden so bald thunlich wiederherzustellen, welchen er unfreiwillig und nur aus Rücksicht auf die kritische Lage des Kirchenregimentes

aufgehoben habe, bereits geschrieben und in silberner Kapsel wohl verschlossen und versiegelt ist."

Inzwischen hatte die junge Dame das durch das Gespräch der Männer unterbrochene Flügelspiel wieder aufgenommen. Nachdem sie geendet, setzte sich Schubart unaufgefordert an den Flügel und fing zu phantasiren an. Der Schwung, die Kraft, das Feuer seines Spieles setzte die Anwesenden in Erstaunen; je mehr er im Fluge des Phantasirens sich selbst zu vergessen pflegte, desto mehr nahm er die Zuhörenden dahin. „Bravo!" rief der Herr des Hauses und klopfte dem Meister im Flügelspiele sachte auf die Schulter.

Nunmehr gab ein Wort das andere. Schubart erzählte von seinen persönlichen Verhältnissen und dem Zwecke seiner Reise nach Heidelberg. Herr v. Castell versprach, in den ihm bekannten Kreisen den Fremden wirksam zu empfehlen, und der zu Fuß, vom Regen durchnäßt, ohne Geld und ohne Aussicht für die Zukunft unter dieses gastliche Dach gekommen war, fuhr nun, reich unterstützt und mit Empfehlungen versehen, welche zu den besten Hoffnungen für die Zukunft berechtigten, in dem stattlichen Wagen des Barons, von vier Schweißfüchsen gezogen, in Heidelberg ein.

Halle, Druck von H. W. Schmidt.

Weisser, Adolf,

Schubart's Wanderjahre oder Dichter und Pfaff Roman

Bd.: 1

Hamburg 1855